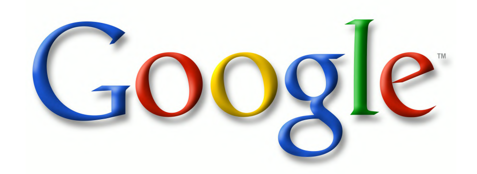
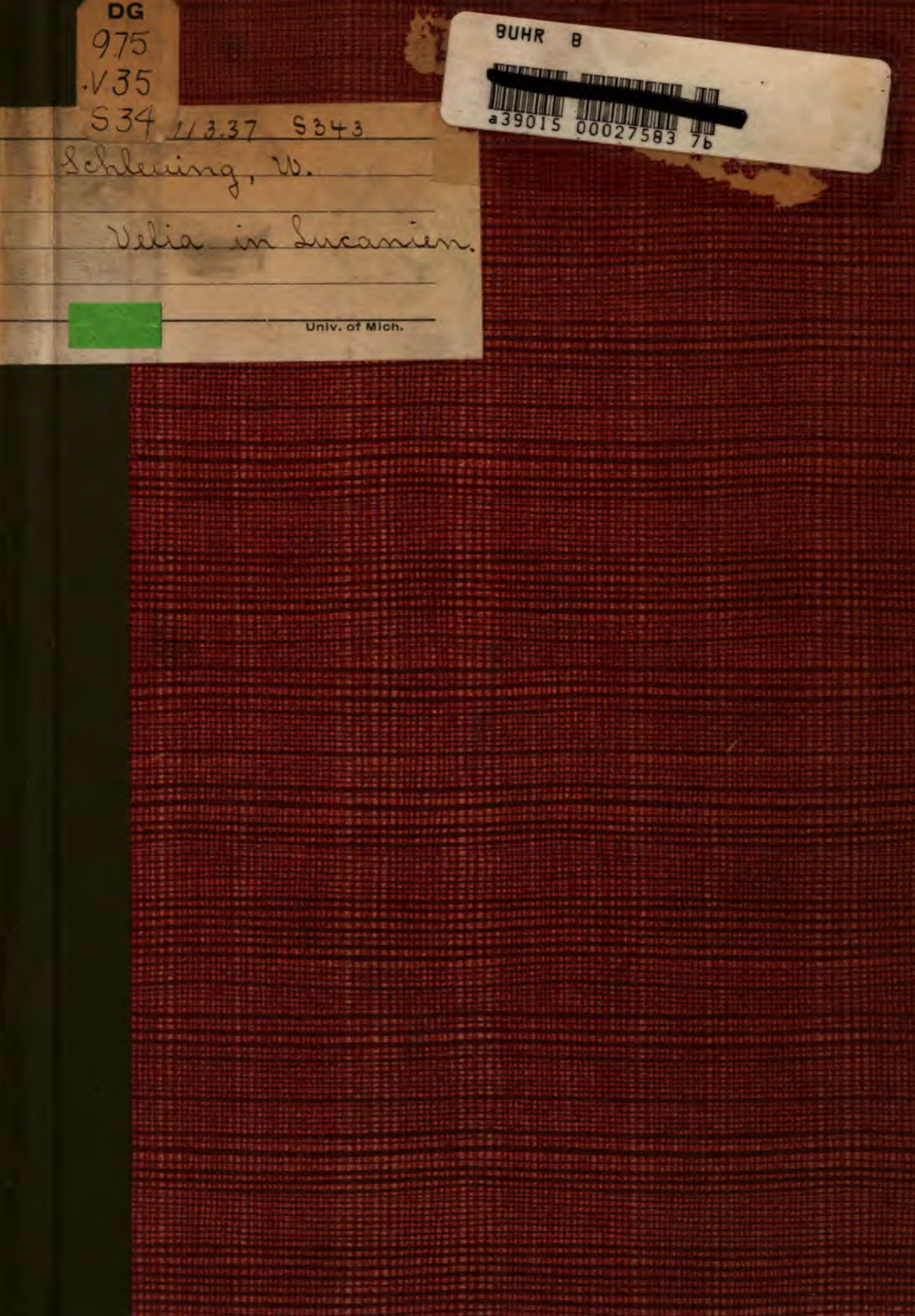
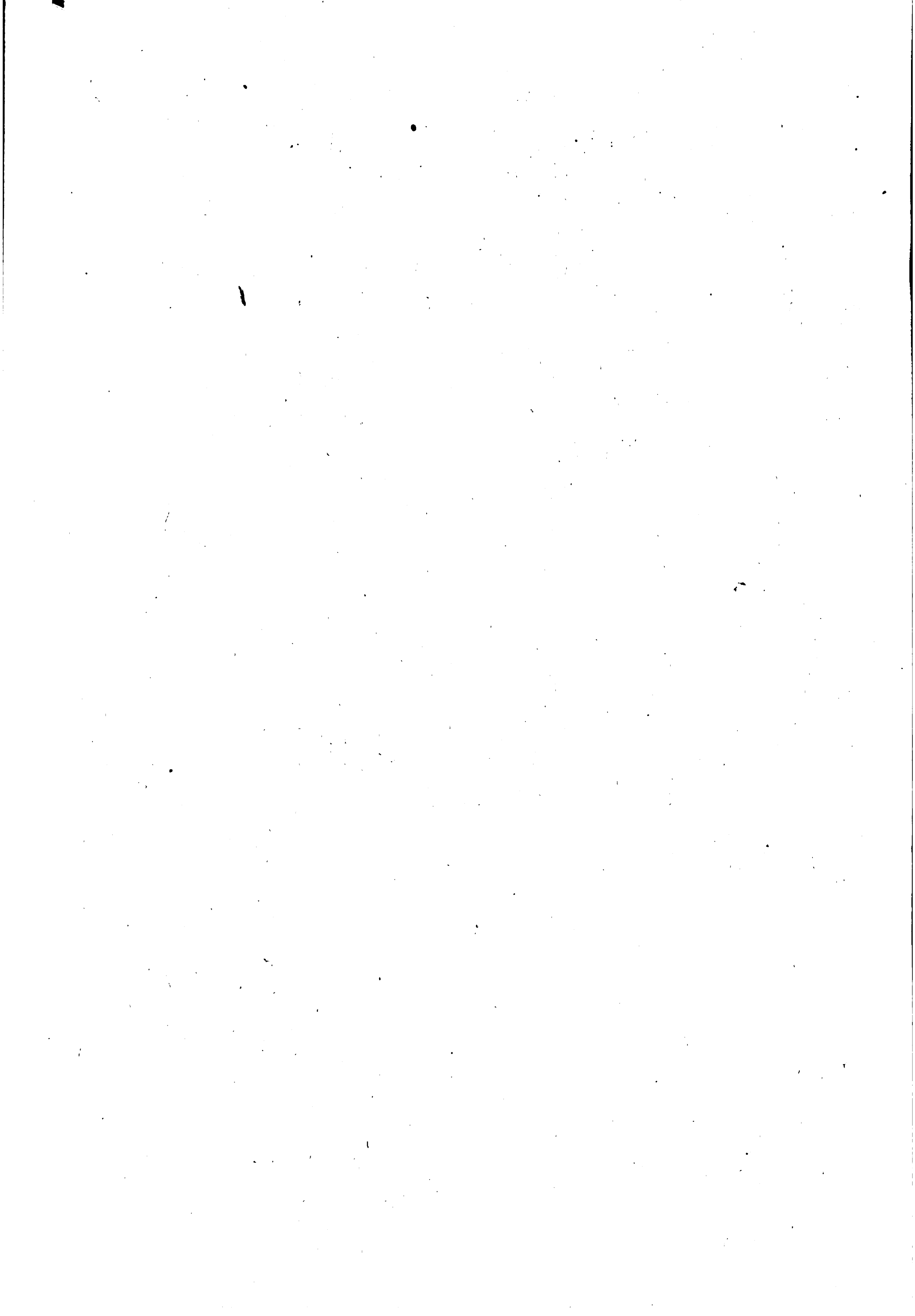



DG
975
.V35
S34
113.37 S343
Schleuning, W.
Velia in Lucanien.
Univ. of Mich.
BUHR B
a39015 00027583 7b


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



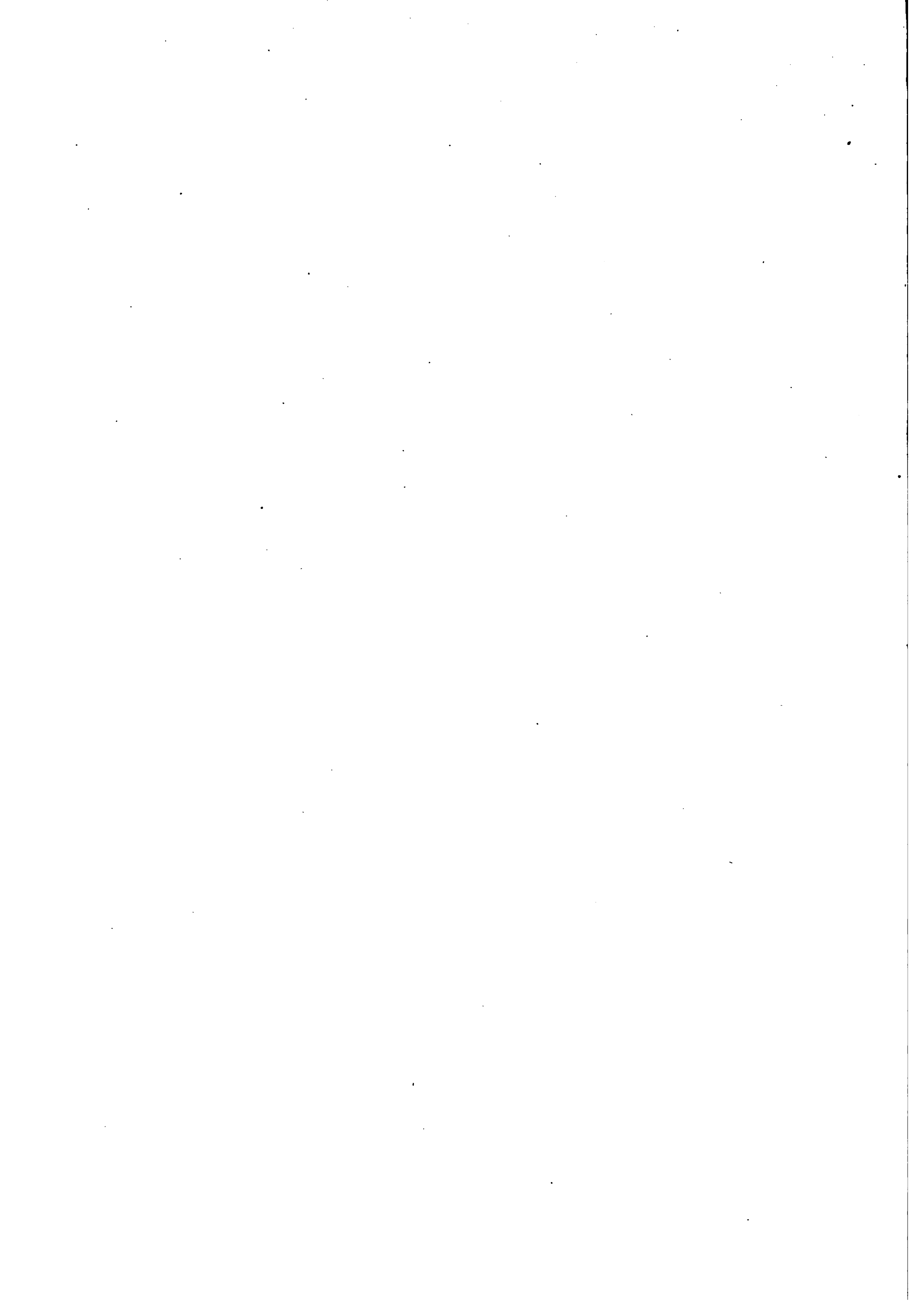
VELIA IN LUCANIEN

VON

W. SCHLEUNING

ALS DISSERTATION ANGENOMMEN VON DER TECHNISCHEN HOCHSCHULE KARLSRUHE

BERLIN 1902



VELIA.



Die Beachtung, welche Velia, die Phokäerkolonie aus der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts v. Chr., bis jetzt in der topographischen Literatur gefunden hat, steht nicht im Verhältnifs zu der Bedeutung, die eine systematische Durchforschung der Reste dieser Stadt gewinnen müfste. Dazu bedürfte es aber der Ausgrabung, wenigstens an einzelnen Punkten, wie sie mir versagt war. Indefs dürfte es doch einen gewissen Werth haben, wenn zunächst ohne Ziehung weitgehender Schlüsse, einfach das thatsächlich an Ort und Stelle noch Sichtbare in Wort und Abbildung niedergelegt wird. Eine Anzahl Textabbildungen soll das Beschriebene klar zur Anschauung bringen. Die Situationskarte in gröfserem und der Orientirungsplan in kleinerem Maafsstabe sind nach eigenen Aufnahmen mittels Theodolith, unter Zuziehung einer kleinen Strecke der Eisenbahnpläne der Linie Battipaglia—Reggio, sowie für den Orientirungsplan, der Generalstabskarte, ausgeführt. Ebenso sind die übrigen Clichés nach eigenen Aufnahmen des Verfassers hergestellt.

Wer, auch noch in der neuesten Zeit, in jenen Gegenden zu reisen Gelegenheit hatte, soweit die Eisenbahn die Landschaft noch nicht ihrer rauhen Originalität beraubt, wer nur einige Miglien weit die Gebirge seitwärts der Hauptrouten kennen gelernt hat, der kennt auch die Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten, mit denen der Reisende in Unteritalien zu kämpfen hat, da, wo nur das Maulthier und die eigenen Füfse als Beförderungsmittel bekannt sind, und versteht ohne Weiteres, warum bis in unser Jahrhundert hinein selbst über die Lage von Velia noch keine feste Meinung ausgebildet war, indem die Einen den richtigen Platz,

Andere das etwa 10 Kilometer davon nach Süden belegene Dorf Pisciotta[1] dafür in Anspruch nahmen, eines wie das andere ohne wissenschaftliche Begründung. Die irrige Ansetzung, durch Cluver verschuldet, und am meisten von den Nachfolgenden adoptirt, hat der Herzog von Luynes (*Annal. d. Ist.* 1829, *Ruines de Velia,* S. 381—386) berichtigt, oder besser besprochen; denn bereits vor ihm war über die topographische Frage sowohl Barone Antonini *Lucania* Bd. I S. 280 ff. wie später Fr. Münter[2] (Velia, Altona 1818) im Klaren, Ersterer als Ortsgebürtiger, Letzterer allerdings ohne eigene Kenntnifs der Stadt. — Die Hauptzeugnisse über die Lage von Velia sind bei Forbiger, Handbuch III, S. 762 f., n. 25 zusammengestellt. Der Name war an Ort und Stelle verloren gegangen, seit auf dem Hügel der einstigen Akropolis zur Hohenstaufenzeit eine Burg sich erhob, die dem ganzen Orte ihren Namen gab, der vollständig zum ersten Mal um 1212 vorkommt, als »*Castellamare della Bruca*« (Antonini a. a. O. S. 286). Auch ein Dorf von über hundert Familien bestand hier noch im 11. Jahrhundert, jedoch im Zurückgehen begriffen, eine Folge der gerade in dieser Gegend am heftigsten grassirenden Malaria. Heute ist von Dorf und Häusern überhaupt keine Spur mehr zu erblicken, ausgenommen ein Complex von wenigen Ökonomiegebäuden auf der Burg, und vereinzelt weit auseinanderliegend etliche Gehöfte in der Ebene. Jahrhunderte lang kümmerte sich kein Gelehrter um die Stadt; L. Alberti[3] ist der Erste, der sie berührt, und die oben (Anm. 1) angeführten Gelehrten nach ihm. Im Allgemeinen rührt die Literatur, wie über das Basilikat als solches, so auch über Velia, von nächsten Um- und Anwohnern her, was indefs nicht zur Folge hatte, dafs sie um so zuverlässiger, weil auf Autopsie gegründet, ausfiel. Im Gegentheil wurden die wichtigsten Beobachtungen der Verfasser von einem falschen Localpatriotismus gefärbt, so dafs sie an Klarheit und an Wahrheit Einbufse erlitten. In erster Linie, sowohl bezüglich des Umfangs wie der Unzuverlässigkeit seiner Arbeit, ist hier der bereits citirte Barone Antonini zu nennen, weiland Besitzer grofser Liegenschaften in der Gegend, ein Mann von eifrigem archäologischen Interesse; über den Werth seiner »Lucania« aber urtheilt Mommsen (*C. I. L.* vol. X p. I p. 20) vernichtend, indem er mit wenig Worten sowohl den Hauptfehler des Werkes wie die kleinlichen Beweggründe des Verfassers darlegt. — Inzwischen wurde durch Münter ein erster und einziger Versuch gemacht, Zusammenhängendes über Velia zu geben; aber so dankenswerth die Zusammenstellung von Quellen und die Sichtung des bis dahin vorhandenen

---

[1]) Auch andere Orte wurden von Anderen für Velia vorgeschlagen, und gibt, besonders die ältere Literatur betreffend, Ughelly (*Italia sacra*, Venedig 1722, Tom X. S. 183) hierüber die Zusammenstellung: ... *Ea (sc. Velia) Cluverio, ubi nunc oppidulum Pisciotta, fuisse censetur, Holstenio, ubi Castello a mare della Brucca; Gabrieli Barrio putetur S. Bonifacio; Mario Nigro Ulastra; Pyrrho Ligorio Policastro; Pandulpho denique Scalea* ... Er selbst entscheidet sich für keine Ansicht.

[2]) Der allerdings, obgleich er die Lage richtig beschreibt, doch später mit Cluver wieder Velia und Pisciotta zusammenbringt.

[3]) F. L. Alberti, *Discrittione di tutta Italia, Bologna* 150; er bezeichnet es (S. 176 R.) als »*Castello della Torre di Mare di Brucca*«. Übrigens leugnet er jede Spur der alten Stadt und sagt nur: »Einige wollen, hier habe die Stadt Velia gestanden.« Er selbst war nie dort.

Materials auch ist, so incompetent mufs auf der andern Seite eine Stadtbeschreibung genannt werden, deren Verfasser in der Einleitung erklärt, dafs er nie an Ort und Stelle war[4]. Es folgt der bereits angeführte Aufsatz des Herzogs von Luynes; damit ist die Literatur über Velia in der Hauptsache erschöpft[5], bis in die allerneuesten Zeiten hinein, als Anfang der achtziger Jahre Lenormant mit Barnabai zusammen bei einer Fahrt quer durch Lucanien die interessante Stätte besuchte, und die reichen Beobachtungen Beider in der Reisebeschreibung niedergelegt wurden, die Lenormant 1883 der Öffentlichkeit übergab.

Diese letztere Schilderung, auf die mich mein verehrter Lehrer, Herr Professor v. Duhn, aufmerksam machte, wurde für mich Veranlassung, nach Durchsicht des sparsam vorhandenen literarischen Materials, die Stätte zum Gegenstand eingehender Untersuchungen zu machen; und wenn mir dies bei den schwierigen lokalen Verhältnissen, in der schlimmsten Malariagegend der unteritalischen Westküste, bis zu einem gewissen Grade durchzusetzen möglich war, so danke ich das namentlich auch der thatkräftigen Hilfe, die mir zur Verfügung stand, so ganz besonders von Seiten der leitenden Ingenieure auf der Eisenbahnstrecke Vallo—Pisciotta, der Herren Colzi und Angiolini, die mir in der liberalsten Weise über Instrumente und Personal zu meinen topographischen Aufnahmen zu verfügen gestatteten. Überdies, und mit besonderer Betonung, möchte ich auch für meine Person der von Lenormant gepriesenen Gastlichkeit rühmend Erwähnung thun, die in der alten Burg Castellamare della Bruca, dem romantischen Besitz der Herren Ferolla, den Fremdling überrascht. Dem Besucher von Velia ist nur zu empfehlen, sich derart einzurichten, dafs genannte Besitzer von seinem Besuch vorher Kenntnifs haben, sodafs wenigstens der Zugang zur Burg und der Rundblick von den Zinnen ihres Thurmes ihm ermöglicht wird.

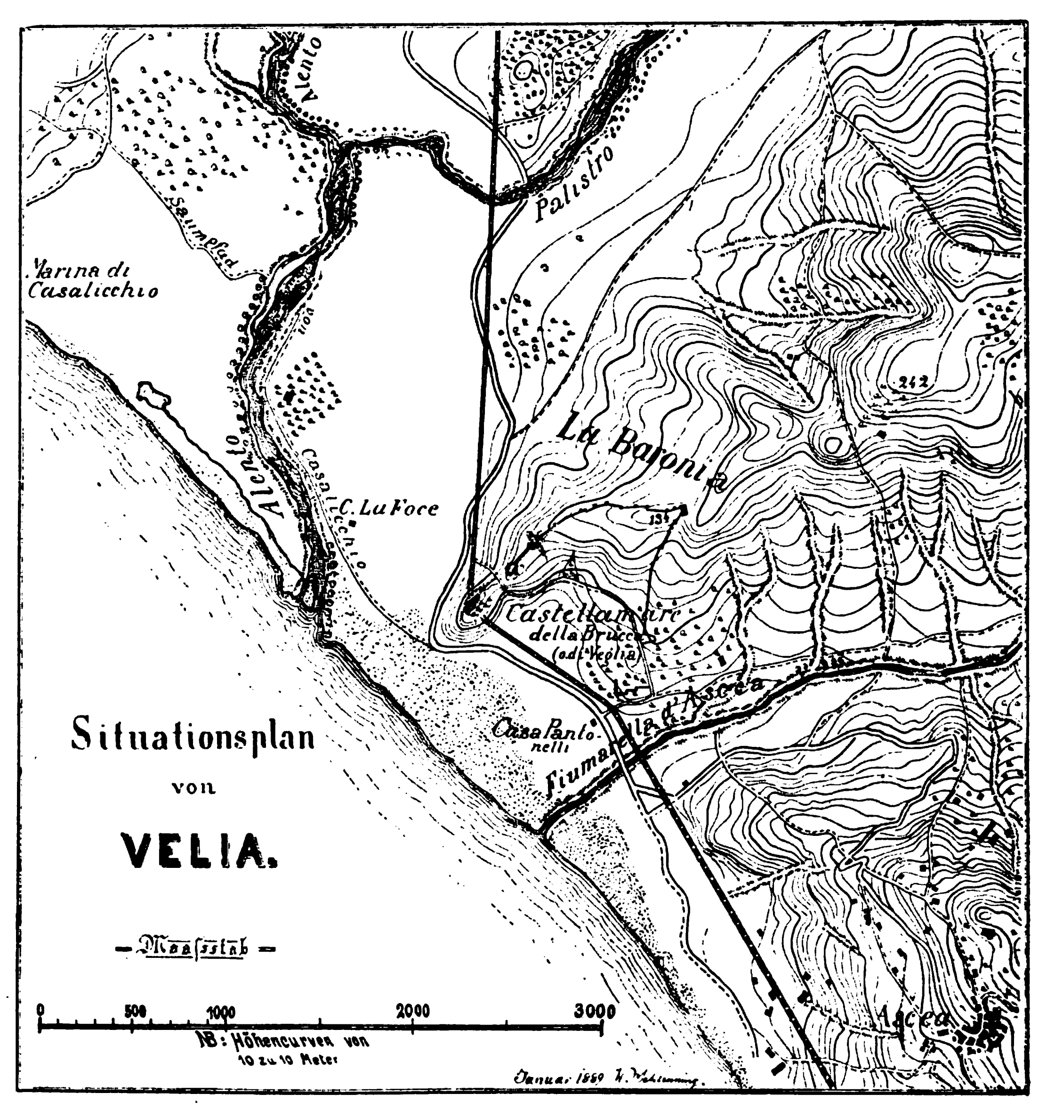
Velia dehnt sich am Einflufs des Alento in das tyrrhenische Meer auf einer Reihe gegen das Meer vorgeschobener Hügel aus, die, vom Appenin unabhängig, den Gesamtnamen »*la baronia*« führen. (Vergl. den Plan S. 172.) Die Eisenbahn führt mittels eines Tunnels unter dem am weitesten westlich vorgeschoben Hügel hindurch, direkt unter der malerischen Burgruine Castellamare della Bruca, dem vermuthlichen Platz der antiken Akropolis von Velia. Eine Linie von hier südöstlich bis fast zu dem »*fiumarella d'Ascea*« benannten Flüfschen, im Bogen etwa mit der untersten Höhenkurve des Situationsplanes verlaufend, bildet die Basis eines annähernd gleichschenkligen Dreiecks, durch das die alte Stadt umschrieben gedacht werden kann, die sich übrigens im Verlauf ihrer Geschichte zur römischen Zeit von den Stadtmauern sehr unabhängig verhielt und auch vor denselben ausbreitete. Die Lage im Verhältnifs zum Meer hat sich augenscheinlich im Verlauf von zwei Jahrtausenden wesentlich geändert, derart, dafs jetzt vom Burghügel bis zum Strand nahezu ein Kilometer Land vorgelagert erscheint, während früher offenbar

---

4) Was Lenormant (*À travers l'Apulie et la Lucanie, Paris* 1883) übersehen hat, wie seine Äufserung (S. 362) beweist: »*le Danois Münter, pendant son séjour en Italie, se rendait à son tour dans ce lieu, auquel il a consacré une dissertation etc.*

5) Vgl. noch *Mem. dell' Inst.* t. I S. 193—252, *topografia ed avanzi delle antiche città nella Basilicata (ad: Velia).*

das Meer bis fast an den Fuſs des Hügels von Castellamare della Bruca heran, und zu den Seiten desselben, in Gestalt von Ausbuchtungen, in die jetzige Ebene hinein sich ausbreitete. Die Landstraſse, die im Bogen um den Hügel herumführt und der populären Tradition nach wohl der alten Straſse von Paestum über Velia nach Pyxus entspricht, biegt in auffälliger Weise sowohl zwischen der *fiumarella* und



dem Hügel, als von da bis zum *fiume Palistro,* von der naturgemäſsen Geraden aus, was unbedenklich von der früheren Wassergrenze hergeleitet werden darf; die ganze Ebene vom Alento bis zur Landstraſse besteht aus angeschwemmtem Land, und noch jetzt verändert der Fluſs fast jährlich durch Neubildung von Sandbänken seinen Lauf. Die Karte gibt den Stand zur Zeit der Aufnahmen durch den Generalstab (1871) und würde sich mit dem heutigen Befund nicht mehr in allen

Punkten decken. Die Mündung des Alento, jetzt stark versandet, lag im Alterthume weiter in's Land hinein, und bildete, in die Ausbuchtung des Meeres übergehend, den Hafen von Velia, eine Annahme, die bestätigt wird durch die Auffindung grofser eiserner Ringe, zum Befestigen der Schiffstaue in schwere Steine eingelassen; wofür allerdings soviel ich weifs Antonini (l. c.) der einzige Gewährsmann ist. Auch die Generalstabskarte (Maafsstab 1 : 50000), die den Fortschritt der Versandung noch in unseren Zeiten klar erkennen läfst, gibt eine gewisse Bestätigung jener Annahme. Es mag hier, wo er nicht das einzige Zeugnifs bietet, auch dem Volksmund sein Recht eingeräumt werden, welcher den Ort bis heute noch als *lago* bezeichnet, ein Name, den er noch bis zu Anfang unseres Jahrhunderts mit vollem Recht trug, zur Bezeichnung des stagnirenden Wassers, das ihn bedeckte. — Dieser Platz scheint der Herd der um Velia ganz besonders gefürchteten Malaria zu sein; aber unter Voraussetzung eines geregelten Hafens an seiner Stelle würde es sich zwanglos erklären, dafs Velia vor anderthalb Jahrtausenden als Sommeraufenthalt und Luftkurort zu dienen im Stande war. Wenn übrigens der Ausdruck Vergils (VI, 366) *portusque require Velinos* veranlafst hat, zu beiden Seiten des Burghügels einen Hafen anzunehmen, so würde der südlich gelegene, den Winden von dieser Seite ausgesetzte, nur unbedeutend gewesen sein können. Doch die Annahme ist grundlos.

Die Eisenbahn, die den Burghügel von Velia durchschneidet, war während meiner Anwesenheit im Bau und sollte ihre nächste Station vor Velia etwa $^3/_4$ Stunden nördlich haben, unter dem Namen des etwa 1 Stunde von der Bahn entfernten Dorfs Casalicchio, die nächste Station nach Passirung des Tunnels sollte Ascea sein, etwa ebensoviel nach Süden von demselben belegen. Gegenwärtig ist die Strecke Vallo—Ascea bereits dem Betrieb übergeben, und so die Erreichung von Velia, sei es von Casalicchio oder von Ascea aus, wesentlich erleichtert. Für Velia selbst ist eine Station vorerst nicht in Aussicht genommen. Zur Zeit meiner Untersuchung mufste der Weg von Station Vallo aus gemacht werden, von wo aus Velia zwei Stunden nicht immer angenehmen Weges entfernt ist. Die Chaussee führt in ihrem letzten Theil, etwa 2 Kilometer lang, am Fufs der Hügelreihe hin, auf deren Höhe sich in leichtem Bogen die nördliche Seite der alten Stadtmauern ausdehnt und zieht sich um den vorhin erwähnten gegen das Meer vorgeschobenen schroffen Hügel in scharfer Krümmung herum. — Zwischen dem oben beschriebenen Bogen als Basis des Dreiecks, das die Stadt im Ganzen umschliefst, und dem soeben erwähnten Weg, also zu beiden Seiten der Eisenbahn, war ein antiker Begräbnifsplatz. Er dehnte sich, wie bei gelegentlichen Erdarbeiten festgestellt ist, über den gesammten Halbkreis aus, den die Ebene zwischen der Hügelreihe und der Landstrafse bildet. Jenseits des Wegs, gegen das Meer hin, sind keine Spuren von Baulichkeiten vorhanden und auch keine Gelegenheitsfunde von antiken Gegenständen gemacht, was wiederum für den neueren Ursprung des Gebiets spricht.

Zum Besuch der alten Stadt verläfst man am besten die Landstrafse zu Füfsen des Castells, unweit des nördlichen Tunneleinganges, und steigt ohne eigentlichen

Pfad den schroffen, mit Felsen übersäeten und mit wenig niedrigem Gestrüpp bewachsenen Burghügel hinauf, auf dessen Höhe sich, neben vielen sonstigen Überresten des mittelalterlichen Castells, in sehr schöner Erhaltung der runde Bergfried, der Festungsthurm, befindet, zur Zeit in etwas modernisirter Umgestaltung und mit einem Treppenlauf anstatt des alten Zugbrückenzuganges versehen, der zeitweilige Aufenthaltsort der Grundbesitzer, Cavalieri Ferolla. Eine Besteigung des Thurmes wird am besten zur ersten Orientirung dienen. Nach Westen schweift das Auge weit über das unbegrenzte Meer, landeinwärts im Norden über den imposanten Monte Stella und die Berge von Casalicchio hinüber, über die Hügelreihe von Velia hinweg, rückwärts nach dem schneebedeckten Apennin; auf und abwärts überragen einsame Wartthürme das Meeresufer, das Ganze das Bild der Ruhe und Majestät, aber auch das einer vom Sumpffieber verödeten Landschaft.

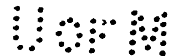
Der Burghügel selbst war im Alterthum allem Anschein nach nur auf seiner Höhe bewohnt, wie das Terrain allein schon beweist, das durchaus mit mächtigen Felsblöcken bedeckt ist, und keine Spur von Cultur trägt. Von den Bauten auf diesem Hügel, den wir im weitern Verlauf als Akropolishügel bezeichnen wollen, sind zwar sehr unbedeutende, aber doch sichere Spuren noch vorhanden; und zwar zunächst an zwei Punkten, an denen die griechischen Mauern durch die später davor gelegten mittelalterlichen Festungsmauern verdeckt, durch zufälliges Abfallen oder geflissentliches Ausbrechen der letzteren wieder sichtbar geworden sind: so hinter der Ummantelung des grofsen Bergfrieds, auf dessen Südseite (*a* des Stadtplanes), und unterhalb des andern, halb zerstörten Thurmes auf der Westseite (bei *b*), an welch letzterer Stelle sich die Vermuthung aufdrängt, dafs die Umfassungsmauer der mittelalterlichen Burg zum Theil die der griechischen Akropolis als Unterbau benutzte. Von diesen Resten und vielen umherliegenden Werksteinen, Thürgewänden, Schwellen u. A., abgesehen, sind auf dem Akropolishügel nur noch einige Mauerspuren vorhanden, die wir in zwei Gattungen scheiden möchten. Die der einen stimmen überein mit der noch später zu besprechenden gesammten Stadtmauer, und sind unserer Ansicht nach auch als Theile derselben aufzufassen; die andern, die vereinzelt wohl auch an andern Punkten sich wiederholen und stets aus polygonalen Blöcken bestehen, fasse ich als Reste von Terrassenmauern auf (*c* des Planes, Abbildung 10). Diese sind auch von Lenormant besprochen als Werk »oenotrischer Pelasger«(?), die vor der griechischen Besiedelung diesen Platz innegehabt hätten.

Wenden wir uns zur Betrachtung der Stadtmauer, dem hauptsächlichsten und wohl auch wichtigsten Überrest aus der Gründungszeit von Velia, und verfolgen wir sie, zunächst unabhängig von ihrer Bauweise im Einzelnen, ihrem Gesammtverlauf nach. An dem Burghügel, (*A*), wie bereits erwähnt, und auch an dem zunächst hieran sich anschliefsenden Sattel, der denselben mit dem Hügel *B* verbindet (vgl. hierzu den Situationsplan, der die Höhencurven von 10 zu 10m enthält), läfst sich keine sichere Mauerspur aufser den wenigen auf dem Plan eingezeichneten auffinden; deutlich und unzweifelhaft wird der Mauerlauf erst bei dem Plateau auf dem Hügel *B*, der von dem Hügel *C* nur durch einen offenbar künstlichen Einschnitt getrennt ist.

Bis zu diesem sehr scharfen Einschnitt verläuft die Mauer in gerader Linie, rechtwinklig auf ihn gerichtet, und endigt mit einem thurmartigen Bau, dessen Substruction noch theilweise erhalten ist. Ein ähnlicher Bau dürfte wohl auf der andern Seite sich befunden, und das Ganze als befestigtes Stadtthor gedient haben, von dessen weiterer Ausbildung ich indeſs nicht in der Lage bin mir Rechenschaft zu geben[6]. Der Einschnitt zieht sich von diesem Punkt in südlicher Richtung nach der Ebene hin, und bezeichnet offenbar eine Hauptverkehrsstraſse der alten Stadt; die Fortsetzung der Linie, der Thalsenkung folgend, führt nach dem alten Begräbniſsplatze, dessen Situation oben angegeben wurde.

Steigen wir an dem genannten Endigungspunkt der Mauer den Einschnitt hinab und drüben wieder hinauf, so stehen wir auf einem schmalen, scharf ausgeprägten Felsgrat, der sich in der Richtung der vorher verfolgten Mauer ostwärts zieht. Der Felsgrat, in der Breite der Mauer deutlich als künstlich zugerichtet zu erkennen, verläuft etwa 50m weit ohne Spur einer eigentlichen Mauer; dann kommen die ersten Spuren derselben, und von nun ab ist sie in ihrer ganzen Ausdehnung, soweit sie auf dem Plan in scharfen Linien bezeichnet ist, mit gröſster Klarheit zu verfolgen. Sie verläuft in ihrer Hauptrichtung dem ziemlich geraden Höhenrücken entsprechend zunächst bis zu dem höchsten Punkt des ganzen Stadtgebiets, bei VI des Planes, 134m über Meer belegen; die Winkel und Biegungen der Mauer sind ausschlieſslich aus Gründen der Bodengestaltung hervorgegangen, und von Zeit zu Zeit sind thurmartige Vorbauten eingeschaltet, in Abmessungen von 6 bis über 8m, die einzelnen von annähernd quadraten Grundrissen. Der erwähnte höchste Punkt des Stadtgebietes bildet, zu einem gröſsern Festungswerk gestaltet, in länglich rechteckiger Form einen exponirten Posten, die eine Spitze des Dreiecks, von dem die Stadt im Ganzen umschrieben ist; abermals den Terrainverhältnissen sich anbequemend und mit Thürmen versehen; zieht von hier aus die Mauer in groſsem Bogen über die Höhe hinab, im Wesentlichen südlich verlaufend, bis zu einem kleinen Bache, von wo ab die Spur wieder undeutlich wird und sich bald ganz verliert. Wir gehen über diese Unterbrechung hin zur nächsten Spur über, die auf der Höhe des Eisenbahnübergangs an der Via Vignali deutlich zu erkennen ist, wo die Mauer, wie auf dem Plan angegeben, wieder mit Sicherheit verfolgt werden kann, und theilweise bis zu 4m Höhe schön erhalten ist. Die Richtung der Mauer geht dort von Ost nach West, alsdann läſst sich am Terrain untrüglich erkennen, daſs sie bei der Cisterne im rechten Winkel nach Norden, gegen den Ausgangspunkt, den Burghügel, hin umbog. Soweit der in sicheren Resten noch vorhandene Verlauf der Stadtmauer. — Die Lücke, die zwischen dem erwähnten kleinen Bache und dem letzterwähnten Mauerzug bleibt, scheint mit groſser Wahrscheinlichkeit so ausgefüllt werden zu dürfen, daſs man annimmt, der als »Via Vignali« bezeichnete, schnurgerade Weg verlaufe auf den Standspuren der alten Mauer; denn man sieht den

[6]) Ein ganz analoges Beispiel bietet eine der belebtesten Straſsen von Neapel, die Chiaja, die ebenfalls in tiefer Schlucht zwischen zwei schroff abgeschnittenen Höhen verläuft, und durch eine ähnliche thorartige Construction, den »Ponte di Chiaja« überbrückt ist.



ganzen Weg entlang grofse Steine flach aus dem Grund hervorstehen, auch ist die Existenz eines, ca. 450 m lang nach der Richtschnur verlaufenden, etwa 3—4 m breiten Weges an dieser Stelle, bei den sonst sehr mäfsigen, krummen Saumpfaden der ganzen Gegend, anders kaum erklärlich.

Man hat bisher, auf den oberflächlichen Anblick hin, angenommen, dafs die Mauern auf diesen Verlauf beschränkt, und gegen das Meer hin keine solchen errichtet gewesen seien. Allein wir können uns eine Stadtmauer, im Sinne einer Befestigung gegen äufsere Feinde, nicht wohl anders als geschlossen denken; denn die Annahme, dafs dieselbe beiderseits bis ans Meer geführt gewesen, und letzteres als dritter Abschlufs zu betrachten sei, dürfte bei den damaligen See- und Küstenräubereien unhaltbar sein. Aber nicht nur deshalb scheint das Fehlen der Stadtmauer gegen Westen unmöglich; es sind auch längs der Bergkette Spuren von Mauern genau der gleichen Construction verhanden, sehr geringe, aber beweiskräftige Spuren, die im Plan sich eingezeichnet finden, und für die eine Erklärung sich ohne Zwang kaum finden läfst, ausgenommen eben die, sie als Reste der dritten nun verschwundenen Abschlufsmauer gegen das Meer hin zu betrachten. — Unrichtig erscheint mir auch die Ansicht, dafs der Akropolishügel ohne weitere Befestigung einfach auf seine schroffen Felswände angewiesen, den Feinden getrotzt haben sollte. Denn die Unbesteiglichkeit ist nur auf gewisse Punkte beschränkt, und selbst an diesen offenbar mehr einer nachträglichen künstlichen Abschroffung zu verdanken, als der natürlichen Bildung. Die wenigen im Plan angedeuteten Mauerspuren sind bei dieser Frage ein wichtiges Argument, und meine Überzeugung geht dahin, dafs, wie so vielfach bei den Akropolen griechischer Städte, so auch hier der künstlich abgeschroffte Fels durch Vorlage einer Mauer verkleidet und unzugänglich gemacht war. Es war ja dies ein Brauch, der bekanntlich auch als uralt italisch, und durchaus nicht nur den Griechen eigenthümlich feststeht, was hier aus Gründen betont wird, die nachträglich noch erhellen werden.

Der angegebene Mauerzug umfafst fünf deutlich von der Ebene sich abhebende mäfsige Hügel, und der Umfang des Mauerringes mag, wenn meine Reconstruction nicht irrig ist, gegen 5 Kilometer betragen haben. Übrigens wird man die Gröfse der Stadt, d. h. ihre Einwohnerzahl, nicht im Verhältnifs zu diesem Umfang ihrer Mauern berechnen dürfen, da grofse Flächen des Stadtgebietes, zusammengerechnet wohl $^1/_4$ desselben, niemals bewohnt, sondern, von Felsblöcken übersäet, sicherlich schon zu alten Zeiten das gewesen sind, als was sie heute noch dienen: magere Weideplätze für das Vieh; so u. A. der ganze, mit *D* bezeichnete Hügel des Planes.

Wir bringen im Folgenden die Aufnahmen einiger Punkte der Stadtmauer bei, die uns entweder von technischem Interesse erschienen, oder deren Durchbildung sich auf dem Hauptplan nicht genügend erkennen läfst, und wir werden bezüglich ihrer Reihenfolge den bereits im Grofsen einmal zurückgelegten Weg nochmals verfolgen und beginnen mit den Befestigungsspuren, welche wir als Thor oben besprachen, Abb. 1 und No. I des Planes. Wir erkennen dort aufser den durch die

schraffirten Linienzüge angedeuteten Mauerfluchten des Thurmbaues noch links den Anschlufs der Stadtmauer, und eine 40 cm tiefe Thürschwelle, in welcher sich der Falz zum Anschlag der Thüre, ferner links das Loch zur Aufnahme des Thürpfostens und in der Mitte ein solches für eine Riegelvorrichtung noch befindet. Spuren einer anderen Thüre sind ebenfalls darauf verzeichnet. Das Mauerwerk, mit Ausnahme des besonders als polygonal bezeichneten, ist regelmäfsiger Quaderbau. — Auf dem gegenüber die Fortsetzung der Mauer bezeichnenden Felsgrat gelangen wir nach Passirung geringer Spuren griechischer Mauern, die wohl Wohnhäusern angehörten, und an einem sehr zerstörten Thurm vorbei zu dem Thurm Abb. 2 (Plan II), dessen Abmessungen das noch öfter wiederkehrende Grundmafs von 5 passus = 25 griech. Fufs mit rund 7,40 Meter ergeben. In unmittelbarer Nähe des Thurms befindet sich eine Thür, wohl zum Aufgang zur Mauerkrone, von 1,60 m Breite, wie wir ähnliche in Spuren, (die vorhin erwähnte mit eingerechnet) noch an anderen Punkten nachweisen konnten. — Die nun folgenden Gebäudereste (Abb. 3) erheben sich nur wenig über den Boden und weisen, ebenso wie die vorhin passirten, die wir unberücksichtigt liefsen, durchweg die Mauerstärke von 20 δάκτυλοι gleich 37 cm auf[7]. Es ist eine Thür mit vorgelegtem Auftritt zu erkennen, weitere Details sind nicht mehr nachweisbar[8].

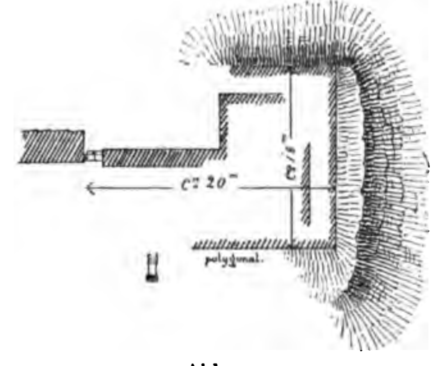


Abb. 1.

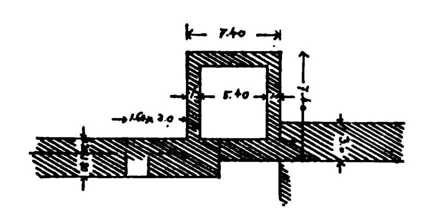


Abb. 2.

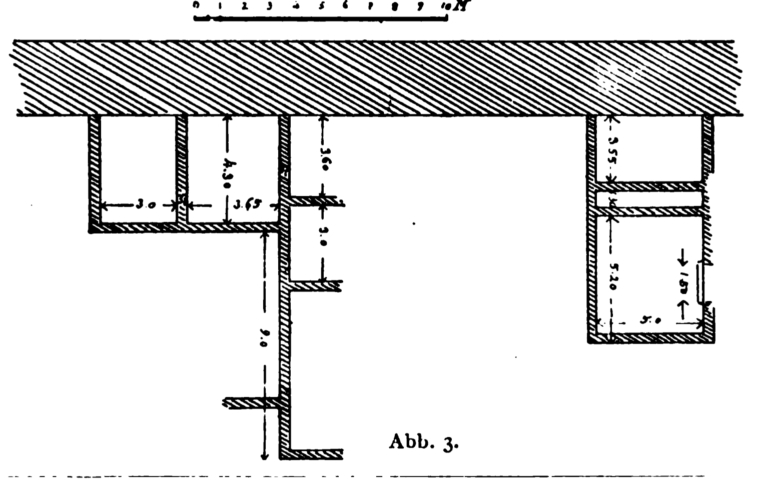


Abb. 3.

[7]) Es ist klar, dafs nicht bewiesen werden kann, ob das zu Grund gelegte Maafs als 37 cm, also 1 palmipes oder 36,96, also 1 πυγών, zu verstehen sei, bezw. ob die Abmessung der Thürme mit 25 πόδες = 7,493 m oder mit 10 palmi = 7,40 beabsichtigt war. Das Wahrscheinlichere dürfte jedoch griechisches Grundmafs sein.

[8]) Die Lage der besprochenen Mauern, insofern sie nicht von Wohnhäusern der Spätzeit stammen, im Verhältnifs zur Stadtmauer würden es wahrscheinlich machen, dafs der sonst bei Befestigungsmauern regelmäfsige Wallgang hier gefehlt hat, wie denn auch an keiner Stelle sich die Spur eines solchen hat ermitteln lassen.

Auf dem gleich dahinter folgenden Punkt Abb. 4 (No. IV des Planes) glaube ich mit grofser Wahrscheinlichkeit den Unterbau eines Tempels von unbedeutenden Abmessungen zu erkennen. Es scheint sich eine Cella mit Pronaos unterscheiden zu lassen, die Mauern etwa 80 cm stark, und der Pronaos wiederum mit der Abmessung von 7,40 m im Quadrat. An dem benachbarten Thurm haben sich die Mafse nur annähernd bestimmen lassen.

Wir gelangen, an einem zerfallenen Thurm vorüber, zu dem Eckpunkt Abb. 5 (Plan V), an dem sich besonders bei dem Vorsprung deutlich mehrere parallel verlaufende Mauerzüge constatiren lassen, worüber später, und der Spuren eines Ausfallthors aufweist, wenigstens die Schwelle und einen Gewändquader auf

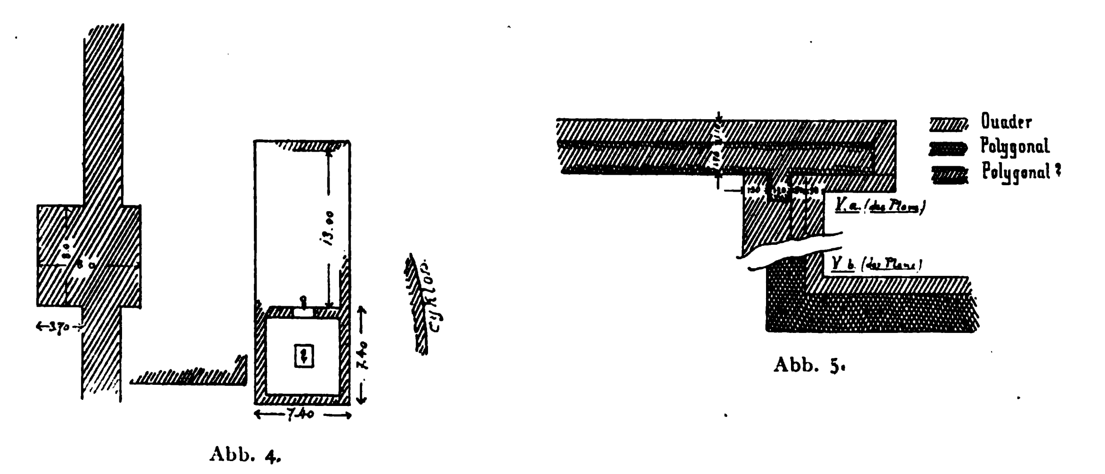


Abb. 4.

Abb. 5.

der einen Seite. Der Vorsprung diente zur Deckung der aus dem Thor heraustretenden Krieger[9]. — Nun gelangen wir, nach Passirung der im Terrain motivirten Ecke und später an zwei Thürmen vorbei, zu dem noch hochragenden, interessanten Befestigungsbau, den ich sammt den anschliefsenden Mauerschenkeln in Abb. 6 im Grundrifs gebe. Die grofsentheils eingestürzten Mauern lassen keine sicheren Messungen zu, welche sonst wohl am ersten einen Anhalt für die Frage bieten würden, ob griechisches oder römisches Mafssystem zu Grunde liegt. Der Eingang zu dem Bauwerk wurde durch eine noch wohlerhaltene Treppe von drei Stufen und ein anschliefsendes Podest gebildet. An einem Eckquader bei *a* befindet sich das Zeichen ᐊH; auch auf Ziegeln, werden wir später sehen, kommen diese Zeichen, jedes für sich, in der Bedeutung δημόσιον, vor. Aus den Schriftzeichen dieser Steininschrift lassen sich, wie Herr Prof. Kaibel die Güte hatte mir mitzutheilen,

[9]) Einem ähnlichen Prinzip zufolge, wie die von Steffen für Mykenae nachgewiesenen. Wir bemerken, dafs theilweise eben die ganze Eckbildung mit dem Vorsprung uns veranlafste, die vorgefundenen Spuren als Überreste einer Thür, also eines Ausfallthores, aufzufassen, von dem aus man die ungedeckte Seite des angreifenden Gegners vor sich hatte. Die Spuren an und für sich — ein horizontal liegender Quader (Schwelle?) und an seiner einen Seite ein aufrecht stehender, sauber bearbeiteter, pfostenartiger Quader — sind nicht genügend, um ein Thor mit Sicherheit anzunehmen.

bestimmte Altersindizien nicht gewinnen. »Auch das H in ◁H weist auf keine bestimmte Zeit, da in einer phokäischen Colonie dies Zeichen frühzeitig für langes *e* verwendet wurde. Wäre aber die Inschrift sehr alt, so würde man HΔ oder ΔH lesen, schwerlich die Ligatur. Aber die Buchstaben sind zu wenig charakteristisch, um über ihr Alter etwas ermitteln zu lassen«. — Damit harmonirt durchaus die technische Qualität des Bauwerkes, die ebenfalls eine frühe Datirung, wie wir weiter unten sehen werden, nicht zuläſst.

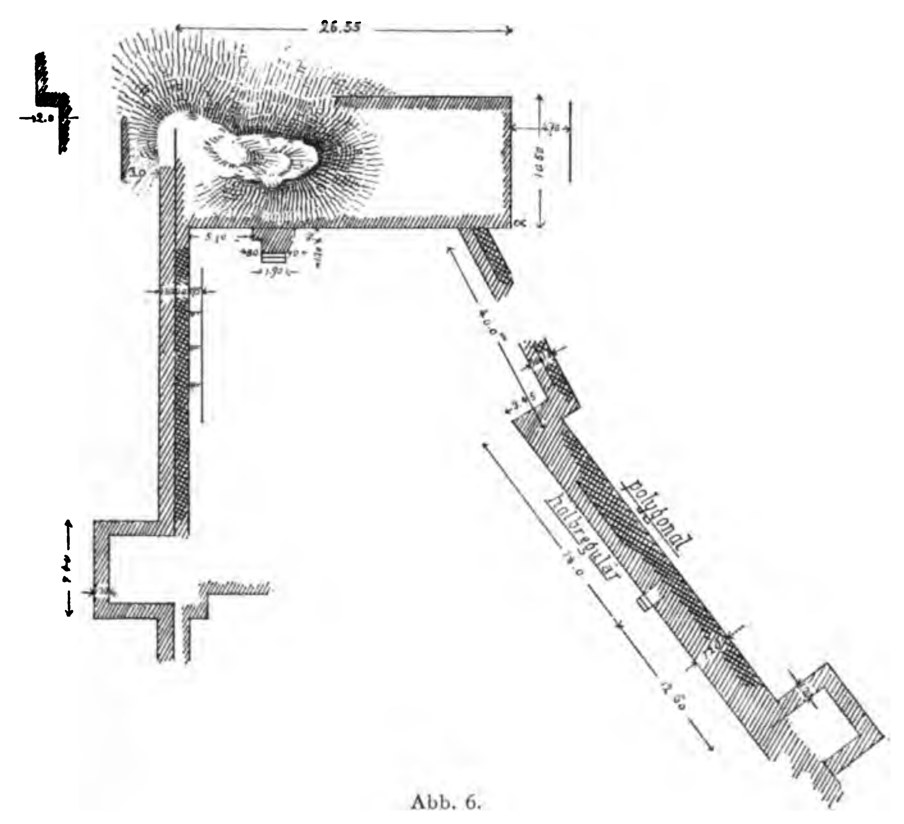


Abb. 6.

An dem Mauerschenkel zur Linken erkennt man die Spur dreier nebeneinander verlaufender Mauern, was auch an andern Punkten des früheren und späteren Verlaufs häufig zu beobachten ist, und im Nachfolgenden noch erläutert werden soll. Die durch Querlinien angegebenen Absätze bedeuten die sichtbaren, in den natürlichen Fels gearbeiteten Standspuren der Quader für die innere Mauer, die vom Erdboden verschwunden ist. Die gleiche Bildung kehrt auch an andern Punkten wieder. Der Eindruck derselben ist der einer treppenartig abgesetzten Rampe, indem bei dem schwach ansteigenden Terrain durch das horizontale Abarbeiten des zu Tag stehenden Gesteins in Entfernungen von je $2\,{}^1/_2$ bis 3 Meter ein Absatz nöthig wurde. Auch an dem andern Mauerschenkel hat die gleiche Construction stattgefunden, wie sich zwar nicht auf der dargestellten Strecke, desto deutlicher jedoch weiter unterhalb erkennen läſst. Eine (Aufgangs?) Thür mit noch

am Orte befindlichen Stufen, ein Thurm der besprochenen Art, schliefsen sich an. Dieser Thurm gehört ebenfalls zu den besterhaltenen Theilen des ganzen Mauerringes, wir werden ihn daher zur Veranschaulichung der technischen Beschaffenheit der Thurmbauten bei Besprechung der verschiedenen Arten von Mauerconstructionen wieder zu Rathe ziehen (Abb. 16). — Alsdann folgt (Abb. 7) eine Strecke weit ein

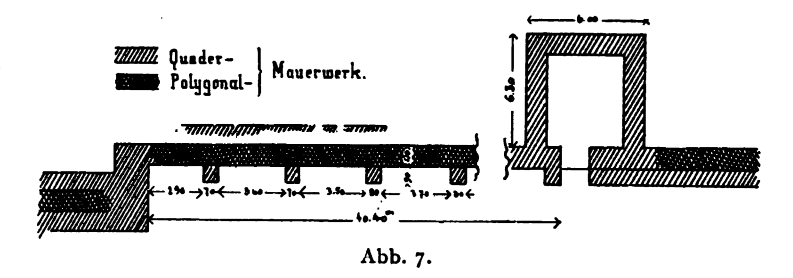


Abb. 7.

System von Verstärkungspfeilern in Quadratconstruction, zur Consolidirung einer 1,10 m starken polygonal aufgeführten Mauer, worauf wir ebenfalls noch zurückzukommen haben; dieselbe endigt mit einem Thurm und setzt sich alsdann in der bereits erwähnten Weise als doppelte Mauer fort, vorbei an dem, in Abb. 8 im Detail gegebenen Thurme, bei dem der Eingang mit drei Treppenstufen noch erhalten ist. Für den weitern Verlauf der Mauern genügt ein Blick auf den Plan; die beiden vor und nach dem letzterwähnten Thurm in der Linie der Mauer lagernden Felsblöcke haben wir später noch zu besprechen.

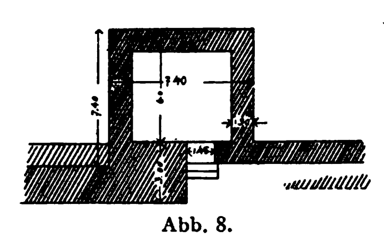


Abb. 8.

Wir betrachten die Mauern noch einmal vom technischen Gesichtspunkte aus; dabei ergibt sich unschwer, dafs sie das Werk dreier von einander getrennter Epochen sind.

Zunächst ist eine einfache, meist 1,80 bis 2 Meter starke Mauer (die Mafse sind sehr verschieden und gehen bis 90 cm herab) aus polygonalen Steinen mäfsiger Gröfse vorhanden, die den Stadtbezirk umschrieb, und in den künftigen Bauperioden offenbar beibehalten wurde. Die Blöcke sind nicht sorgfältig gefugt, mit kleineren Steinen ausgezwickt, und entsprechen ganz jener ältesten Art des Mauerwerks, wie es von Allen die sich mit der technischen Untersuchung ähnlicher Reste befafst haben, übereinstimmend scharf von jenen vorzüglichen Arbeiten getrennt wird, die, in feingefugten Blöcken riesiger Dimensionen errichtet, gerade wegen ihres polygonalen Schnittes eine viel ausgebildetere Technik des Versetzens erforderten, als die regulären Quaderbauten. Wir geben ein charakteristisches Stück dieser Mauer in Abb. 9, welche anschaulich macht, dafs diese Art Mauerwerk als Substruction für einen in horizontalen Lagen weiter zu führenden Oberbau bestimmt war. (Vergl. auch Abb. 10.) Diesen bereits als Quadermauerwerk zu bezeichnenden Oberbau, von dem nur wenig noch vorhanden ist, zeigt Abb. 11, und zwar links noch

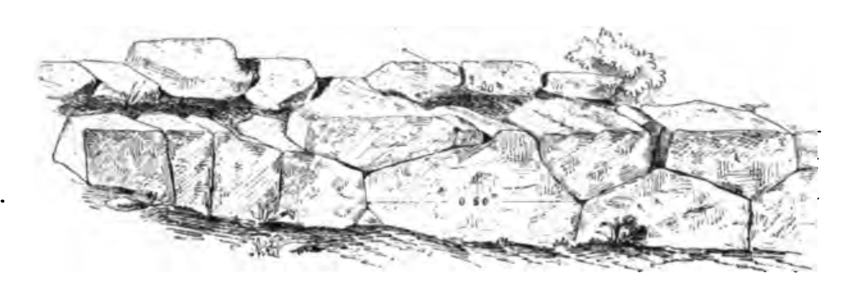


Abb. 9.

das horizontal abschliefsende Polygonalmauerwerk, während rechts halbreguläres Quadermauerwerk, mit kleinen Füllsteinen an gegebenen Punkten, sich darstellt. Die Quader sind, wie es scheint, mit dem Hammer zugerichtet, und bilden keine sehr scharfen Fugen. — Ich möchten die Epoche, der dieses unvollkommne Mauerwerk mit polygonaler Untermauerung angehört, zur Unterscheidung von der folgenden die gemischt polygonale nennen, und zugleich ein in dieselbe Epoche zu verweisendes Stück der oben erwähnten Terrassenmauer auf dem Akropolishügel hier in Abbildung anreihen (Abb. 12), mit der Bemerkung, dass bei diesem, wie sämmtlichem polygonalen Mauerwerk von Velia die Steine von ganz geringen Dimensionen sind. — Diese Mauer aus der frühesten Zeit nun wurde in der zweiten Bauperiode verstärkt, indem eine ca. 1 m starke zweite Mauer innerhalb oder aufserhalb, oder auch zu beiden Seiten vorgelegt wurde, sodafs die Mauer nun durchschnittlich die Stärke von 3 m aufweist. Diese zweite Periode können wir die des halbregulären Quaderbaues nennen.



Abb. 10.



Abb. 11.

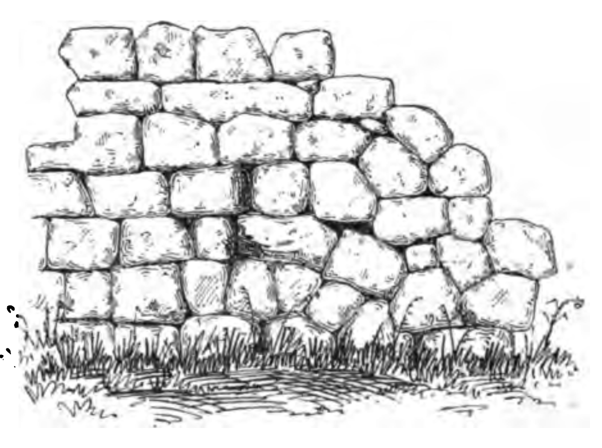


Abb. 12.

Die polygonale Substruction fällt weg, in den Fugen herrscht durchaus horizontale und vertikale Richtung, die Steine sind also rechtwinklig; aber die Durchführung horizontaler Schichten in gleicher Höhe ist noch nicht in Übung, die Steine einer Schicht greifen zahnartig in die der nächsten ein, wie das charakteristische Stück Abb. 13 zeigt. Wie man sich bei dieser Ummantelung dem vorhandenen Kern getreu anschlofs, beweist u. A. ein Blick auf Abb. 5 (S. 178), wo die äufsere Verstärkung sogar eine Strecke weit doppelt vorgenommen erscheint. Übrigens ist nicht an allen Stellen bei dem gegenwärtigen Zustand der Mauern die doppelte, bezw. dreifache Mauer noch kenntlich, sondern theilweise nur aufsen oder innen die vorgelegte Mauer parallel mit der alten nachweisbar. An einer bereits besprochenen Stelle (Abb. 7) ist die polygonale Mauer von innen durch vorgelegte Pfeiler verstärkt, die, in Zwischenräumen von ca. 3,50 m in einer Stärke von ca. 76×90 cm gehalten, wohl ebenfalls der zweiten Bauperiode zugetheilt werden dürfen, und auffallend an die in Pompeji an der inneren Stadtmauer geübte Technik erinnern (vgl. den Grundrifs bei Overbeck, Pompeji S. 40). Die Steine der Pfeiler, rechteckig gut zugehauen und versetzt, sind ohne jeden Verband der Mauer glatt vorgelegt, und dürften somit ihrem Zweck nur sehr mäfsig entsprochen haben.

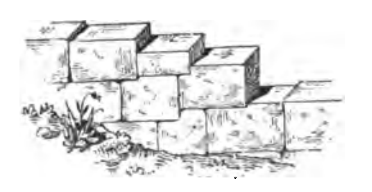


Abb. 13.



Abb. 14.

Ein beiden Perioden gemeinschaftliches Verfahren besteht in der Art, die Mauer da, wo sie auf dem Fels aufsteht, zu fundiren, worüber oben (zu Abb. 6) schon Einiges gesagt wurde. Es wird nämlich der gewachsene Fels in der Breite der Mauer zugerichtet, das Überflüssige mit der Mauerflucht bündig weggeschlagen, und das Auflager für die untersten Steine durch Ausmeifseln entsprechender treppenartiger Lager hergerichtet, die denkbar solideste Vorkehrung gegen ein nachträgliches Gleiten der Steine und Spalten der Mauer[10]. In dieser Weise ist nicht nur z. B. der fortlaufende Felsgrat bei *C* (des Hauptplanes) behandelt, sondern

[10]) An vielen Stellen, wo das Mauerwerk, sei es der ersten, sei es der zweiten Epoche, nicht mehr am Orte nachweisbar ist, läfst sich dessen früheres Vorhandensein eben durch diese treppenartigen Absätze erweisen, die an einer oder beider Seiten der noch stehenden Mauer entlang laufen.

auch zufällig im Weg liegende gröfsere Blöcke werden nicht etwa umgangen, sondern — wie es fast scheinen möchte — geflissentlich in die Mauer hereingezogen. So die beiden oben erwähnten, auf dem Plan angegebenen Felsblöcke oberhalb und unterhalb des Punkts VIII im Stadtplan, von denen wir den oberen in einer flüchtigen Abbildung Abb. 14 geben, gleichzeitig mit einem andern, der auf der Nordseite des Akropolishügels liegt, Abb. 15. Die dritte Bauepoche endlich wird repräsentirt durch sämmtliche Thürme und Vorbauten, die im solidesten und mit regelmäfsiger Schichtung — wie es scheint ohne Bindemittel — durchgeführten Quaderbau mit schärfster Fugung errichtet, eine späte Correktur der schlichten Ummauerung vorstellen. Die Technik ist augenscheinlich griechisch, womit ja auch die angeführte Bezeichnung mit der Marke Δη[μόσιον] im Einklang steht. Die Thürme waren, soweit sie noch erhalten sind, glatt ohne Gliederung von unten aufgemauert, nur auf einen rechteckig vorspringenden Unterbau geringer Ausladung als Sockel aufgesetzt, wie Abb. 16 es darstellt, die Eckbildung eines Thurmes (im Plan oberhalb VII und Grundrifs Abb. 6) in perspectivischer Aufnahme. Wo das Mauerwerk auf Humus gegründet ist, wurde die horizontale Unterlage durch eine Schicht kleiner Steine hergestellt, die 10 cm vorspringend, alsdann die Mauer aufnehmen, so z. B. unweit Punkt III des Planes (Abb. 17), wo Quadermauerwerk auf einer einfachen, und dicht dabei (Abb. 10), wo die polygonale Construction auf einer doppelten Schicht kleiner Steine ruht. Bezüglich des Fundaments der Thurmbauten konnte ich keine Untersuchungen anstellen.

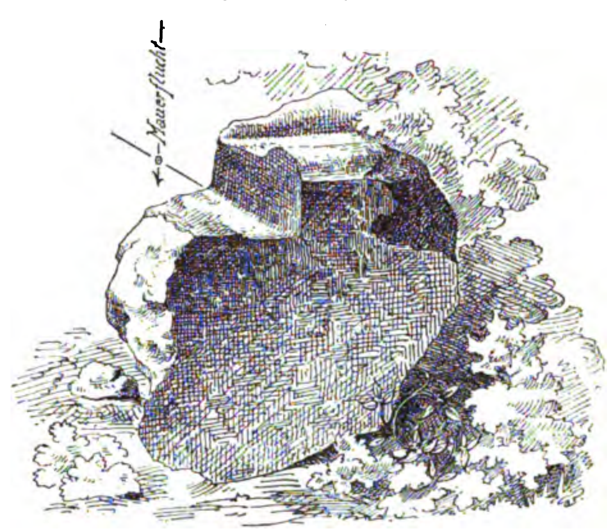


Abb. 15.

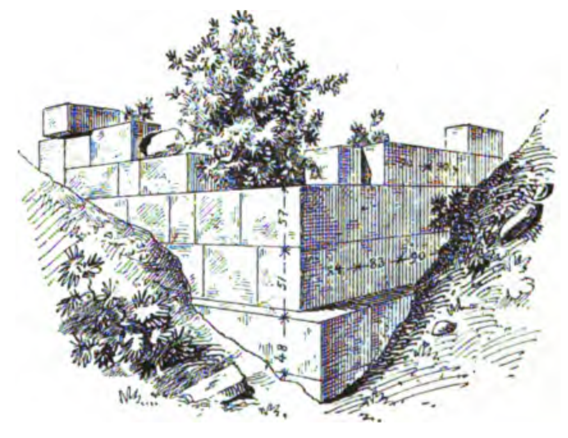


Abb. 16.

Das Material sämmtlicher Bauperioden der Stadtmauer, sowie das der wenigen bislang behandelten sonstigen Bauanlagen ist im Wesentlichen der krystallinische Kalk-

stein, der die Hügel von Velia überhaupt bildet, ein guter, harter, graugelber Stein von mittlerem Korn, der auch in Findlingsblöcken die sämmtlichen Hügel besonders in und um Velia bedeckt und zum Abbauen somit bequem genug vorliegt. Noch heutigen Tages werden für die Ingenieurarbeiten der Eisenbahnstrecke mit Vorliebe die Findlings-Blöcke von den Hügeln von Velia benutzt, erfreulicherweise ist jedoch dank den Bemühungen des Grundbesitzers, Herrn Ferolla, wenigstens der früher üblichen

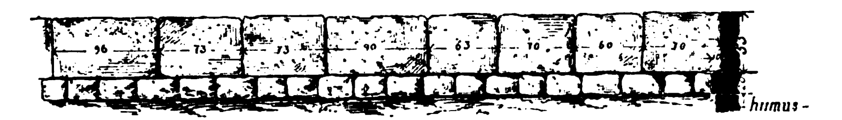


Abb. 17.

Benutzung der antiken Quadern, besonders dem Plündern der Stadtmauer nunmehr ein Ziel gesetzt worden. Dieser Kalkstein ist in der Periode der polygonalen und halbregulären Construction das ausschliefsliche Material. In der späteren, völlig ausgebildeten Bauweise ist ein in dortiger Gegend nicht brechender Stein, eine Breccie aus Flufsgeschiebe (Kalkstein) und kohlensaurem Kalk (als Bindemittel) mit in Verwendung gekommen, dessen Herkunft mir unbekannt ist. Die Steine machen auf den ersten Anblick den Eindruck, als ob sie künstlich wären, etwa wie ein gut gemischter Beton oder Mörtel, wegen des merkwürdig gleichmäfsigen Korns der Steinchen; aber da von einer derartigen Handwerksübung meines Wissens im Alterthum nirgend Etwas verlautet, so möchte ich dies Aussehen nur als ein merkwürdiges erwähnt haben. Ein Mineraloge erklärte mir auf Grund vorgelegter Proben, dafs die Steine ihrer Structur nach ebensogut künstlich wie natürlich sein könnten.

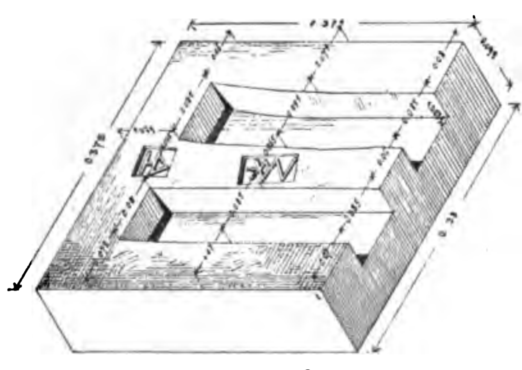


Abb. 18.

Aufser diesen beiden Arten von Baustein kam, wie sich nicht anders erwarten läfst, in der spätern Zeit auch der Ziegelbau in Anwendung, wofür das Material in guter Qualität unweit Velia im Thal des Alento zu Tage steht und gegenwärtig wieder zum Zweck der Eisenbahnbauten im grofsen Stil abgebaut und zu Ziegeln gebrannt wird, deren Farbe mit denen der antiken sehr übereinstimmt. Die antiken Ziegel sind von intensiv rother, warmer Farbe, mittelstark gebrannt, und von einer bisher durchaus unbekannten Form, bei der ich etwas eingehender glaube verweilen zu sollen.

Die weitaus häufigste Form ist die, wie sie der Ziegel Abb. 18 genau nach einem wohlerhaltenem Exemplar axonometrisch gezeichnet, und Abb. 19a schematisch darstellt; die Mafse schwanken, wie sehr begreiflich, und es ergibt sich durch

Ineinanderrechnen der correspondirenden Maſse meiner Exemplare, daſs das beabsichtigte Maſs für Länge und Breite 37 cm war, also genau ein palmipes, ein vielfach angewandtes Maſs (= 5 palmi oder 20 digiti). Die Dicke der Platten, zwischen 9 und 9,5 cm (jedoch ausnahmsweise bis 10,5) schwankend, war = 9,25 cm = 5 digiti gedacht. Aus dieser quadratischen Platte sind nun zwei rechteckige prismatische Vertiefungen ausgeschnitten bezw. ausgespart, je 71 mm (1 palmus) breit, und 37 mm (2 digiti), also halb so tief, derart, daſs die Einschnitte 74 mm von der einen Aussenfläche beginnend, bis zur gegenüberliegenden Fläche durchgezogen sind, also die Gesammtlänge von 4 palmi = 1 pes haben. Die dabei sich bildenden Stege sind folgerichtig auch je einen palmus breit, sodaſs wir den ersten unter den dargestellten Ziegeln mit den eingetragenen Abmessungen als den Normalziegel auffassen können. Die sehr vereinzelten Proben abweichender Form erhellen aus der Zeichnung; für drei Canäle *d* habe ich nur fragmentarische Belege aufgefunden; die punktirte Partie des hier gezeichneten Steines fehlt. Diese einfache Form *d* scheint etwas häufiger gewesen zu sein als die Form *c* mit breiten Canälen, von denen mir nur ein einziges Fragment zu Gesicht kam; öfter finden sich Ziegel von der Form *e*, mit einem Canal und halber Breite des Normalziegels. Endlich fanden sich noch wenige Stücke von Ziegeln gleicher Grundform, die jedoch im Material sich von den übrigen durchaus unterscheiden. Dieselben sind von braungrauer Farbe, mit Quarzkörnern vermengt, aus gröberer Erde, und glashart gebrannt. Auch unterscheidet sich die Stempelung dieser wenigen Fragmente in lateinischen Buchstaben von der griechischen der andern, deren Besprechung noch folgt. Endlich ist noch der vielfach speciell auf dem Burghügel vorkommenden sechseckigen Ziegelplättchen Abb. 20 zu gedenken, die mit einem quadratischen Dübelloch in der Mitte versehen sind.

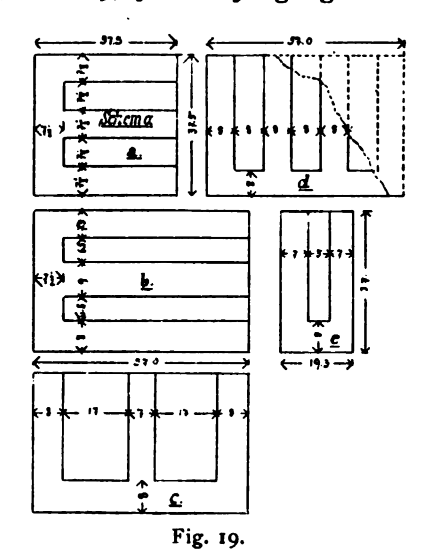


Fig. 19.

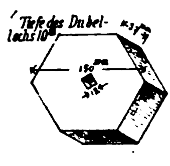
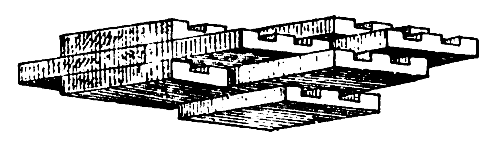
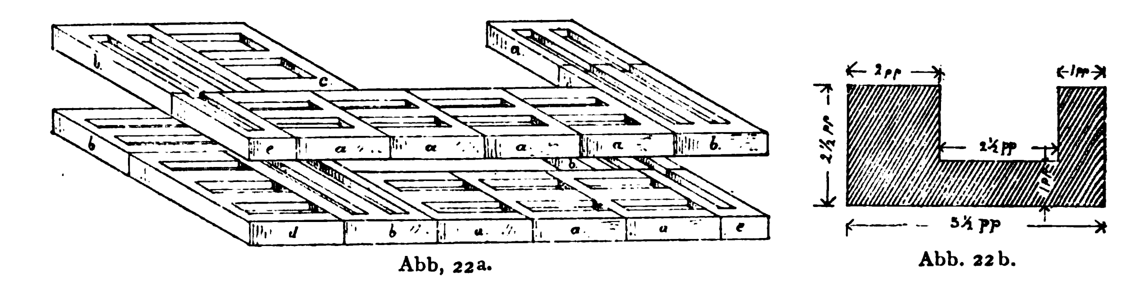


Abb. 20.


Abb. 21.

Gehen wir auf die eigenartige Form der Bauziegel etwas näher ein. Um die Aussparung der Canäle aus den Ziegeln zu erklären, ist man zunächst zu der einfachen Annahme versucht, daſs man Material sparen und die Last verringern wollte. Jedoch habe ich durch Zufall ein kleines Stück bloſsliegenden Mauerwerks aus diesen Ziegeln, das die Annahme widerlegt, am Südabhang des Burghügels gefunden, vgl. die schematische Art ihrer Lagerung Abb. 21. — An diesem Mauer-

werk liefs sich feststellen, dafs die ganzen Höhlräume mit Mörtel ausgefüllt waren, sodafs die Ziegel nicht mehr als Hohlziegel aufgefafst werden dürfen, und die Materialersparnifs aufgehoben erscheint. Die richtige Erklärung dürfte die folgende sein: Um einen möglichst isodomen Charakter des Mauerwerks zu erzielen, wurden nur die Hohlräume der Ziegel, nach oben gekehrt, mit Mörtel etwas reichlich ausgefüllt, und der zunächst darüber folgende Stein jeweils auf den unterliegenden aufgelegt; der überflüssige Mörtel konnte dann an den Enden der Canäle ausquellen und abgestrichen werden. Dieselben dienten somit als einfaches Hilfsmittel, um die das Auge der Griechen nun einmal beleidigenden Mörtelfugen zu vermeiden, und bezüglich des Verbandes entstand nicht die geringste Schwierigkeit, da von Läufern und Bindern bei der quadratischen Form der Ziegel ja ohnehin nicht die Rede ist. Aus dem Mauerstück Ab. 21 geht hervor, dafs man im Allgemeinen gleiche Richtung der Canäle bevorzugte und die Lagerung derart anordnete, dafs jeweils die Stege der überliegenden auf denen der unteren Schicht ihr Auflager hatten. Natürlich waren alsdann an den zu Tage tretenden Mauerendigungen



Abb, 22a. Abb. 22b.

und Eckbildungen je für die zweite, vierte, sechste u. s. w. Schicht besonders geformte Steine nöthig, wie sie sich thatsächlich gefunden haben, und ist deren relativ seltenes Vorkommen alsdann ebenfalls erklärt. Durch Addition der Breite eines solchen Eckziegels (= $^1/_2$ Normalziegel) von 19,5 cm und des anstofsenden ganzen von 37,5 cm gelangen wir zu der Zahl von 57,0, und erblicken in dem Ziegel *b* einen Repräsentanten der Vereinigung beider zu einem. Auf die gleiche Weise erklärt sich *c* in der Reihe der verzeichneten Varianten mit verbreiterten Canälen, und nicht minder *d* mit 3 Canälen, welche mit den 4 Stegen je zu ca. 8 cm ebenfalls die Gesammtbreite von 57 erreicht haben wird. Eine Schwierigkeit entsteht allerdings bei der Verfolgung dieses Prinzips. Man kann eine zwei Steine starke Mauer aus den quadratischen Steinen nicht verbandgerecht herstellen, da durch die ganze Mitte der Mauer sich die Fuge von oben bis unten ergeben würde. Indefs könnte man diesen Übelstand durch zeitweises Einlegen von Bindern der Form *b*, und auf der anderen Mauerseite eines correspondirenden Stücks der Form *e* begegnet sein. — Wie wir uns die schematische Lagerung der aufeinander folgenden Schichten zu denken haben, veranschaulicht Abb. 22*a*, in axonometrischer Darstellung, unter Zugrundelegung der Mafse des beigegebenen Grundrisses, 22*b*. Es kann aus diesem ganz willkürlich, natürlich mit vorgeschriebener

Mafseinheit (*palmipes*, in d. Fig. als pp bezeichnet) gewählten Beispiel ersehen werden, in welcher Weise, bei Verschiebung der obern Stofsfugen um halbe Ziegelbreite auf die Mitte der unteren Ziegel, sämmtliche von uns aufgeführte Varianten zur Verwendung kommen, wenn die Aufsenfläche der Mauer von allen Seiten geschlossen erscheinen soll. Der Verband ist dabei regelrecht, sodafs nirgend eine Fuge auf eine solche der unter- oder aufliegenden Schicht fällt. Es ist klar, dafs nicht in jedem Beispiel, wie in dem unsern, die Ziegel grofsen Formates, welche anderthalb Steine repräsentiren, willkürlich gewählt werden können, d. h. ein solcher mit Canälen der Länge nach durch einen quer gefurchten ersetzt werden dürfte; wie z. B. in der unteren Schicht links die Ziegel *b* und *d* einfach mit einander vertauscht werden können, ebenso in der obern, links hinten, *b* und *c*; unmöglich wäre dies schon bei dem Stein *b*, rechte Ecke der obern, und *b*, dem hinteren Ziegel rechts der untern Schicht, weil sonst die Canäle auf der Aufsenseite sichtbar würden. Es ist also von sämmtlichen fünf Ziegelsorten jede gegebenen Falles unbedingt vorgeschrieben, mit alleiniger Ausnahme, sei es von *c* oder von *d*, welche einander gleichwertig verwendet werden können. Jedenfalls erreichte man durch dieses Verfahren das, was man wollte: glatte Mauerflächen.

Jeder dieser Ziegel ist mit zwei Stempeln versehen, welche in erhabenen Buchstaben in den noch feuchten Ziegel eingeprefst worden sind: mit einem ΔH in einer der unter Abb. 23 abgebildeten Formen und aufserdem mit zwei Buchstaben, die wohl die Anfangsbuchstaben des Fabrikantennamens sind. Der axonometrisch gezeichnete Ziegel (oben Abb. 18) zeigt diese Stempel auf dem Mittelsteg, doch meist sind sie in den Boden der Canäle eingeprefst; niemals befinden sie sich auf der Unter- oder Aufsenfläche, offenbar um das hermetische Aufeinanderpassen der Ziegel, bezw. die Glätte der Maueransicht nicht zu stören. Die Stempel sind von Herrn Professor Kaibel in das unter der Presse befindliche *Corpus inscriptionum graecarum Italiae et Siciliae* aufgenommen worden (n. 2403); vielleicht ist es dennoch willkommen, wenn ich hier neunundzwanzig verschiedene in Abbildung bringe[11]. Die Form der

[11]) Dazu mögen noch einige Bemerkungen gestattet sein, während ich im Allgemeinen auf das Corpus verweisen kann: Zu 3. Der ungewöhnlich kleine Stempel befindet sich auf der oberen Lagerfläche, nicht, wie gewöhnlicher ist, in der Vertiefung des Canales. — Zu 4. Ἀπο (Ἀπολ auf einem von Barnabei abgeschriebenen Ziegel: Corpus 5) wird von Kaibel zu Ἀπόλλωνος ergänzt, könnte jedoch wohl auch ein Personenname sein, wie auf n. 2405, 3 u. 4 ein Ἀπολλοφάνης vorkommt. — Zu 7 (Corpus 6) kann n. 2398, 2 (Ἀρισταρχος), zu 8 u. 9 (Corpus 7) kann n. 2400, 1 (Ἀρχεδάμου) verglichen werden. — Bei n. 11 sind beide Stempel auf einem Prägstock vereinigt. — Zu n. 18 (Corpus 19) sind n. 2895, 6 und 2400, 17 zu vergleichen (Σωσῆνος), deren Buchstaben denselben Charakter haben. — Die (im Ganzen fünf) Varietäten in der Schreibung des stets wiederkehrenden ΔH(μόσιον), nämlich n. 11, 25, 26=27, 28 und 29 finden im Corpus natürlich keine Berücksichtigung, weshalb wir sie an dieser Stelle nicht unterdrücken wollten. — In der von Barnabei (*Not. degli scavi* 1882 S. 389) aufgeführten Weise kam mir bei der grofsen Zahl kein Stempel vor. Diese Stellung dürfte doch auch als beabsichtigt erst dann erwiesen sein, wenn der Stempel mit andern Buchstaben normaler Stellung gleichzeitig, auf dem nämlichen Prägstock, in liegender Stellung sich fände. — Zu 23 u. 24. Diese Stempel befinden sich auf Ziegeln gleicher Form zwar wie die typischen (Abbildung 19a), soweit der fragmentarische Zustand erkennen läfst, aber aus durchaus anderm Ma-

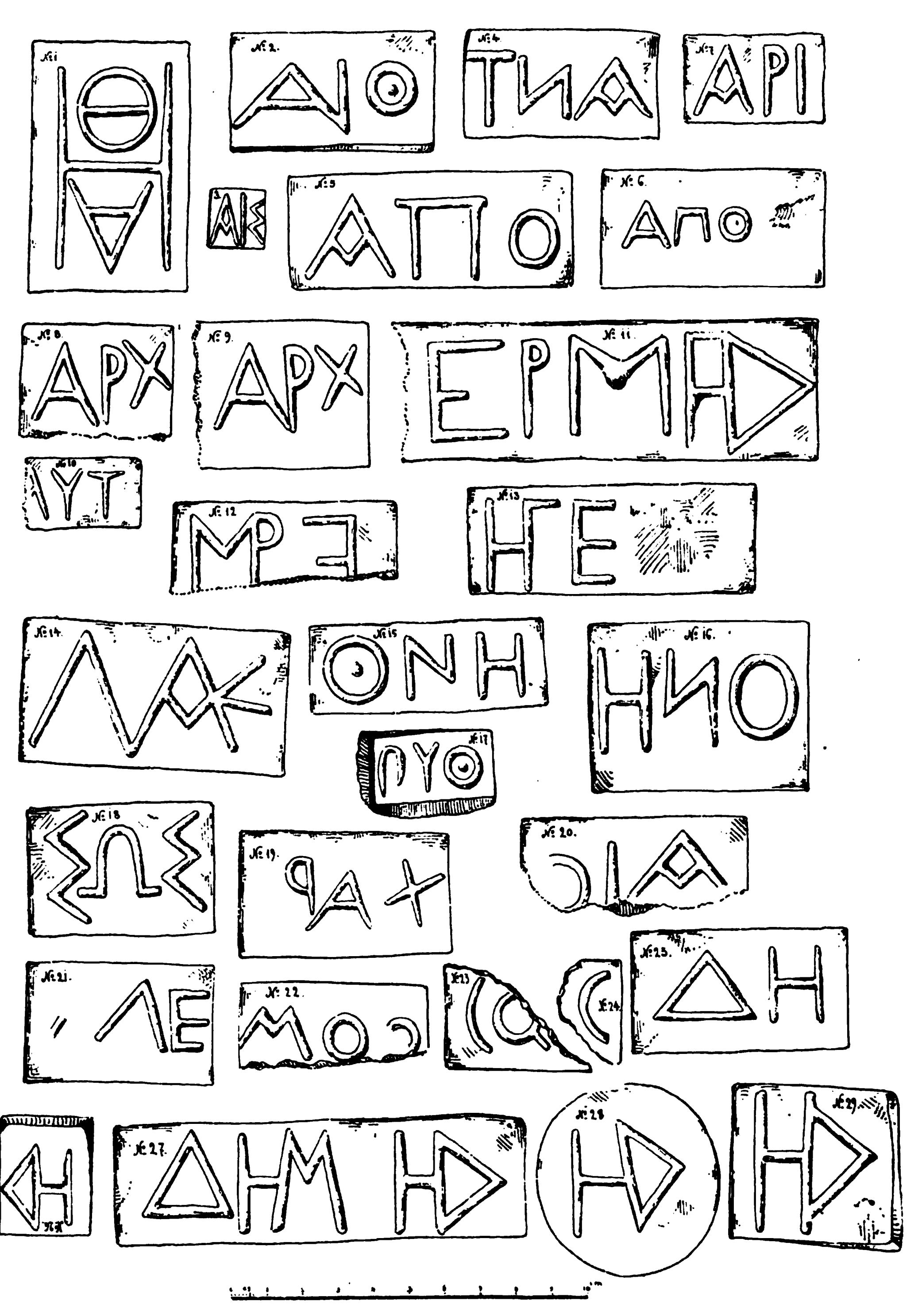


Abb. 23.

Ziegel war Herrn Professor Kaibel sonst nicht bekannt geworden, was leicht erklärlich ist, da die von Barnabei abgeschriebenen Ziegel in Velia blieben, und die wenigen von Lenormant mitgenommenen Exemplare im Louvre hinsichtlich ihrer Form wenig Beachtung fanden. Nach einzelnen Buchstabenformen, besonders A und Π, verweist Professor Kaibel die entsprechenden Stempel bereits in die Zeit der römischen Herrschaft, während welcher ja bekanntlich die Eleaten ihre griechische Sprache, sowie überhaupt griechische Sitten, unverändert beibehielten, wenigstens bis herab auf Augustus. Auch den übrigen Stempeln erkennt er keine höhere Datirung zu als 146 v. Chr., wie die vielfachen Ligaturen, besonders des Wortes δημόσιον, und vollends die Verwendung von Monogrammen (Corp. 1) nahelegen. Die linksläufige Schrift mufs aus begreiflichen Gründen ihren Werth als Alterskriterium bei Stempeln aufgeben.

Die Stempel 8, 9 und 18 stimmen mit solchen von Rhegium überein; ob wir Rhegium oder Velia als producirend anzusehen haben, ist zwar nicht zu entscheiden, indefs dürfte die Wahrscheinlichkeit für Velia sprechen, da die aufsergewöhnliche Ziegelform zunächst nur für Velia nachgewiesen ist, und ein dem vorgefundenen durchaus ähnliches Material heute noch am Ort gebrannt wird.

Fast sämmtliche Ziegel, die mir vorkamen, trugen noch den prismatischen Block von Mörtel oder doch Mörtelspuren in den Canälen, während die Lagerflächen völlig von Mörtel frei sind. Der Mörtel ist ein gutes, aus Kalk und scharfem Sand hergestelltes Material, das eine aufserordentliche Härte erreichte. Beimengung von Ziegelmehl habe ich dabei nirgends bemerkt. Diejenigen Mauerreste, in denen griechische Quadern mit weit klaffenden Fugen durch Mörtel mit Ziegelfragmenten verbunden sind, gehören dem Mittelalter an, auch ist die Verwendung der Ziegelreste dabei durchaus von der bekannten römischen verschieden, insofern sie mehr als selbständiges Flickmaterial für die Fugen, denn als Beimischung zum Mörtel zu betrachten sind. Derartiges Gemäuer kommt auch, soviel ich beobachtete, nur auf dem Akropolishügel, also dem Schauplatz der hohenstaufischen Bauthätigkeit, vor.

Den Ziegelbau, welcher bei den Befestigungsbauten nirgends verwendet erscheint, dürften wir vielleicht erst nach der letzten Bauperiode jener Bauten anzusetzen haben, und die abnorme Ziegelform, die mit der römischen das Prinzip quadratischer Abmessungen gemein hat, in den Mafsen jedoch selbständig dazustehen scheint[12],

terial, worüber oben schon das Nöthige gesagt ist. Die Buchstaben sind als lateinisch aufzufassen (Kaibel). — Die Zeichen für O und Θ sind fast durchweg mit dem Zirkel ausgeführt, wie der (im Prägstock vertiefte) im Stempel sichtbare erhabene Mittelpunkt beweist (n. 2, 6, 15, 17; im letzten Fall als Θ zu lesen). Sie mögen, wie die andern Buchstaben, aus Metallgufs in irdener Form hergestellt worden sein, jeder Buchstabe einzeln, und die so erhaltenen positiven Lettern wurden wohl dann in der gewünschten Reihenfolge zum Einbrennen der vertieften Buchstaben auf den hölzernen Prägstock verwendet. Auf diese Erklärung führt uns die auffallende Übereinstimmung der Typen auf den Stempeln 8 u. 9, die, jeder Buchstabe für sich mit dem correspondirenden verglichen, einander vollkommen decken, während die Anordnung nebeneinander nicht genau gleich und die Stärke der Prägstöcke sehr verschieden ist.

[12]) Wenigstens finde ich sie in Durms Tabelle römischer Ziegelmafse (Handb. d. Archit. II. 2, S. 114) nicht vor.

dürfte mit ebensoviel Recht als griechisch gelten, wie ja auch der geschilderte Kunstgriff zur Reduction der Fugen gewifs dem griechischen Sinne besser entspricht als dem römischen; steht sie doch mit der Vorliebe der letzteren für ausgesprochen starke Fugen in schneidendem Widerspruch.

Ziegel der beschriebenen Art finden sich, wie gesagt, über den ganzen Stadtplan hin zerstreut, ausgenommen den oben bereits bezeichneten Hügel *D* des Planes, der jeder Spur einstiger Bewohnung ermangelt. Aber auch vor der Stadtmauer, nach Norden und Südwesten besonders, auch nach Süden, finden sich solche Fragmente in Menge, und selbst die Gräber der Nekropole sind offenbar zum Theil damit aufgemauert. Zur Zeit meiner Anwesenheit war neben der Eisenbahnstrecke (bei *G*) ein etwa 3 m tiefer quadratischer Schacht ausgehoben worden, von einigen Metern Seite, wobei man mitten durch die, an einigen Stellen zu dreien übereinandergelegten (Bestattungs-)Gräber sich hindurchgearbeitet hatte. Aufnahmen derselben waren leider nicht gemacht worden, und bei meinem Hinzukommen war bereits die Sohle des Schachtes mit Beton ausgefüllt, die Gräber standen voll Wasser, und Alles, was ich constatiren konnte, war eben, dafs sie, anscheinend alle von Osten nach Westen orientirt, sehr dicht an und übereinander weg angelegt, aus jenen Ziegeln erbaut, und mit starken, schräg gegeneinandergestellten Dachziegeln abgedeckt waren, sodafs der Querschnitt ein Fünfeck (unten 2 rechte Winkel) ergab; die Länge betrug etwa 2 m. Ein Dachziegel, dessen Bruchstücke sich auf dem Feld der Nekropole, nach der Akropolishöhe hin, vorfand, wies ebenfalls in sehr schönen 18 cm hohen Buchstaben die Abkürzung ΔH auf, als Stempel in erhabenen Buchstaben eingeprefst; seine Mafse waren nicht mehr zu ermitteln, die Form schien sich jedoch mit der bekannten römischen zu decken.

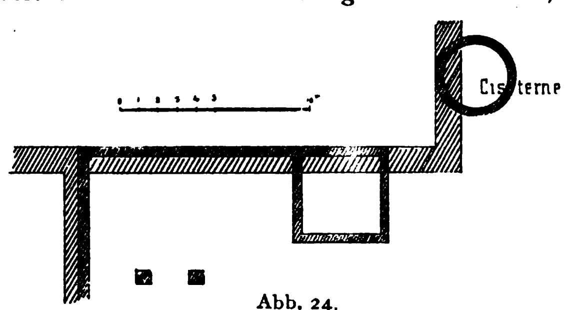


Abb. 24.

Das Bruchsteingemäuer römischen Ursprungs, das an vielen Stellen zerstreut, besonders in der Ebene vor der vermuthlichen Stadtmauer nach dem Meere zu, sowie am nördlichen Fufs des Hügels gegen den Alento hin sich vorfindet, läfst bei seinem zerstörten Zustande keinerlei Reconstruction zu. Mosaikfufsböden, deren Stücke sich an vereinzelten Stellen dabei nachweisen lassen, mögen auf Wohnhäuser hindeuten; so z. B. scheint der ganze Grund und Boden, auf dem die Casa Delisa steht, eine Gruppe von Wohnhäusern getragen zu haben; an einer Stelle (bei *H*) hat sich dort ein Stück Mosaikfufsboden in schwarz- und weifsem Marmor, ein Schachbrettmuster, erhalten. Ebenso führten die Eisenbahnarbeiten beim südlichen Tunneleingang quer durch eine solche Anlage hindurch; der Mosaikfufsboden ist dort in langer horizontaler Linie nebst einzelnen Gebäudespuren mehrere Meter tief unter dem gegenwärtigen Terrain noch zu erkennen. Auch bei dem südlichen Stadtmauerwinkel (bei *J*) sind etliche Mauerreste wenigstens in bestimmtem Linienzuge er-

halten (Abb. 24). Es ist ersichtlich, dafs dabei die Überreste einer griechischen Mauer (Stadtmauer?) als Unterbau benutzt wurden, indem man sie horizontal abglich, sodafs nur noch etwa zwei Schichten der alten Quaderconstruction unterhalb der römischen Mauern erhalten blieben. Eine Cisterne ist in unmittelbarer Nähe.

Wenn ich die nach Mafsgabe der Technik unterschiedenen Bauperioden von Velia nochmals kurz zusammenfasse, so will ich nicht verhehlen, dafs eine eigentliche Datirung gewagt und höchstens die Altersbestimmung der einen im Verhältnifs zu der andern Bauweise berechtigt erscheinen darf. Die älteste, mit der polygonalen Bauweise noch Hand in Hand gehende Quaderconstruction mag möglicherweise vor die griechische Besiedelung fallen; die darauf folgende halbreguläre Quaderconstruction mit scharf geschnittenen Fugen darf vielleicht der phokäischen Einwanderungszeit zugetheilt werden; den an dritter Stelle folgenden durchgebildeten regulären Quaderbau, für die nachträglich angebrachten Thurmbauten u. s. w., möchte ich nur so weit datiren, dafs er vor das Aufkommen des Ziegelbaues, also etwa vor die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. hinaufzurücken wäre. Darauf würde als vierte Periode die des Ziegelbaues folgen, welche der Zeit der römischen Herrschaft unter Beibehaltung griechischer Sprache und Bräuche anzugehören scheint und bis etwa auf Augustus reichen dürfte. Die fünfte und letzte Periode ist alsdann diejenige, der die mäfsigen, fast durchweg unkenntlichen Bruchstein- und römischen Ziegelmauerreste entstammen, die sich besonders aufserhalb des Weichbilds der ursprünglichen Stadt ausbreiten und bezeugen, dafs die Stadtmauern ihre Bedeutung verloren hatten. — Von den aus späteren Zeiten herrührenden Baulichkeiten glaube ich hier absehen zu sollen.

Die im Plane verzeichneten kreisrunden Cisternen sind bei etwa $3^1/_2$ Meter innerem Durchmesser mit 30 bis 50 cm Wandstärke in Bruchsteinen ausgeführt und innen mit einer starken Schicht römisch gemischten Mörtels beworfen. Diesem Mörtel sind Ziegelstückchen, Scherben von allen Arten rother sowie schwarzer Topfwaare, und kleine Steinchen beigemengt, derart, dafs der ganze Überzug eine rostbraune Farbe zeigt. Dabei vorkommende Bruchstücke von Thonwaare lassen nirgends figürlichen oder ornamentalen Schmuck erkennen, soweit ich beobachten konnte. Die bei der Casa Delisa, an der nördlichen Gartenmauer im Plane angegebene, bereits erwähnte Cisterne wurde im Mittelalter unter Weglassung der früher wohl vorhandenen Vorrichtung zum Aufwinden der Eimer, von unten, gleich über dem Wasserspiegel zugänglich gemacht, indem man in den Oberbau ein thürartiges Loch einbrach, von dem aus man jetzt noch in das Innere der Cisterne gelangen kann. Der eigentliche Schacht, der das Wasser enthielt und heute noch enthält, ist beträchtlich schmäler als der obere Aufbau, sodafs rings um ihn ein ringförmiger Vorsprung herumführt, der betreten werden kann; die von oben nachgestürzten Steine haben übrigens den Schacht bis wenig unterhalb des Wasserspiegels ausgefüllt: seine Untersuchung dürfte vielleicht durch Einzelfunde lohnen. Von sämmtlichen Cisternen runden Querschnittes ist sonst nur der obere Aufbau, und dieser nur fragmentarisch, zu erkennen.

Diesen runden Cisternen, oder besser Brunnen, stehen ihrer Anlage nach verschiedene andere gegenüber, deren zwei auf dem Plan unter *K* und *L* verzeichnet sind. Beide sind nur theilweise erhalten und weisen einen einfachen, rechteckigen Raum auf, der innen dick mit vorzüglichem, steinhartem Stuck überzogen und — Ecken und Kanten abgerundet — abgeglättet ist. Das Fehlen jeder Thürbildung oder irgend welcher andern seitlichen Öffnung, sowie bei dem einen, noch etwas besser erhaltenen (*L*, den der Herzog von Luynes, *Ann. dell' Ist.* 1829, S. 384, bespricht und ebenfalls als »*reservoir*« auffafst) das Vorhandensein zweier Löcher in dem den Raum abschliefsenden Tonnengewölbe, die zum Aufwinden der Eimer bestimmt zu denken wären, sind übrigens die einzigen Anzeichen, welche den betreffenden Mauerresten den Namen »Cisterne« eingetragen haben, für den ich nicht einstehen möchte. Indefs dürfte die starke wasserdichte Stuccatur der Wände einigermafsen für seine Richtigkeit mitsprechen. Ein dritter rechteckig angelegter Wasserbehälter, jedoch nicht streng genommen als Cisterne aufzufassen, sondern zum Auffangen des Wassers aus einem ständig fliefsenden Quell bestimmt, ist der

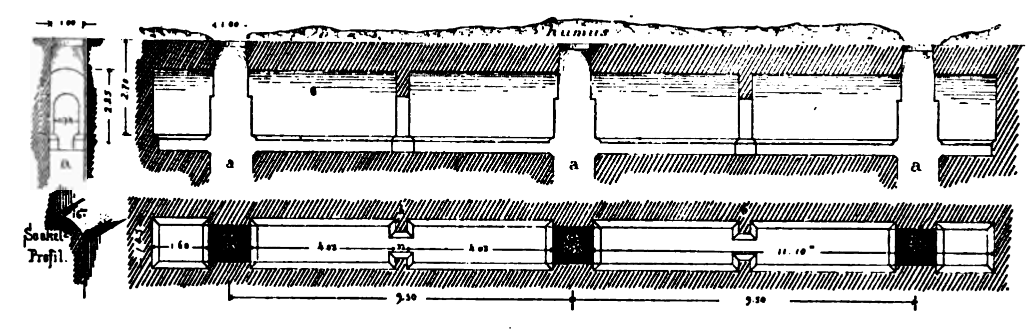


Abb. 25.

in der oberen Spitze des »Orangengartens« eingezeichnete kleine Raum (*M*), der, auf Wänden aus Quadern griechischen Charakters (jedoch vielleicht nur aus vorhandenen Steinen später gebaut) in der Tonne überwölbt ist und noch heutzutage als Wasserbehälter dient. Die aufserdem in diesem Garten angegebenen beiden Brunnen (Ziehbrunnen) sind, wie ein gleicher bei der Casa Delisa und noch andere, die ich nicht untersuchte, wohl ebenfalls als antik zu bezeichnen. Ich habe von einer Darstellung der nicht besonders instructiven Anlagen dieser Art abgesehen, zu Gunsten eines sehr schön erhaltenen Beispiels auf dem Burggebiet, bei *N—N*, das uns einen rechteckig angelegten Bau einschlägiger Art von interessanter Durchbildung vor Augen führt (Abb. 25); derselbe erstreckt sich in der Gesammtlänge von über 23 Meter quer von einer Seite des Burggartens unterirdisch bis zur andern hinüber, ist nur am nördlichen Drittel mäfsig beschädigt und theilweise eingestürzt, auch der Boden durch Schutt einige Decimeter hoch zugedeckt. Die Tiefe des Bodens unter der Sockelhöhe ist übrigens von mir nicht ermittelt und auf dem Plan willkürlich eingezeichnet. Der Raum selbst hat im Verhältnifs sehr geringe Breitenabmessungen, wie der Plan zeigt, und besteht im Wesentlichen aus drei

quadratischen Schächten, *a, a, a,* die durch einen in der Tonne überwölbten Gang verbunden sind. Den beiden äufsersten Schächten ist durch Fortsetzung des Tonnengewölbes jeweils noch ein rechteckiger Raum vorgelegt, über dessen Bestimmung ich mir allerdings unklar bin. Von den drei kreisrunden Löchern zum Aufziehen der Eimer ist das südliche noch wohlerhalten, das mittlere nachträglich zugedeckt, das nördliche eingestürzt. Die quadratische Schachtform ist in die kreisrunde Öffnung des Schachtkranzes, oberhalb des Tonnengewölbes, durch »Ziehen« übergeführt, etwa wie der Übergang aus einer viereckigen Flasche in den runden Hals. Diesen Löchern entsprechen im Fufsboden unten die Schächte zur Aufnahme des Wassers, die jedoch bis auf Sockelhöhe durch Schutt aufgefüllt sind. Bei dem mittleren ist diese Schuttfüllung etwas niedriger, und es läfst sich wenigstens erkennen, dafs der Schacht annähernd quadratischen Querschnitt hatte; auch das Sockelprofil verläuft dort eine Strecke weit über dem Schutt. Die ganze Überwölbung scheint aus Backsteinen hergestellt zu sein, in vorzüglichem Mörtel auf das Sorgfältigste ausgeführt. Beim Umbau sowie für die Schachtkränze kam Kalkstein in Verwendung. Die Überdeckung von Brunnenschächten und Cisternen mit einem Überbau, das an und für sich alte Hülfsmittel, das Wasser kühl zu erhalten, pflegt sonst derart ausgeführt zu sein, dafs der Schacht in Terrainhöhe beginnt und der Oberbau als über der Erde befindliches Stockwerk sich darstellt, wie bei den übrigen Cisternen des Planes der Fall ist. Sowohl die unterirdische Anlage des Überbaues, als die Combination dreier Wasserschächte in eine Bauanlage scheint eine Eigenthümlichkeit dieses Falles zu sein. Vermuthlich war der Wasserzuflufs nicht ein natürlicher, sondern künstlich, und durch ein Röhrensystem auf die drei Schächte vertheilt. Ob die zwei Quermauern mit den schmalen Thüröffnungen vielleicht mit Metallthüren verschlossen, und die einzelnen Räume so für sich gereinigt werden konnten, läfst sich bei dem völligen Mangel an Fundstücken nicht beweisen, ist jedoch wahrscheinlich. Von Zuleitungsröhren, überhaupt Wasserleitungsanlagen, habe ich nirgends eine Spur erblickt. Trotzdem ist eine Wasserleitung für Velia vorauszusetzen, indem nach Aussage sowohl des wohl unterrichteten Herrn Ferolla, als der Ingenieure bei dem Eisenbahnübergang unweit des Bauernhauses am Wege sich bei Grabarbeiten Bleirohre und Verbindungsstücke, die leider verloren zu sein scheinen, gefunden haben.

Eine Datirung dieser Cisternen wage ich nicht. Die Überwölbung in der Tonne und die unübertreffliche Qualität der Stuccatur würden ebenfalls auf römische Zeit führen, aber die Lage auf dem Akropolishügel läfst die Entstehung in griechischer Zeit wieder an Wahrscheinlichkeit gewinnen.

Hiermit endet die Beschreibung der noch sichtbaren Überreste von Velia, wenn wir auf eine peinliche Aufzählung und topographische Fixirung solcher, denen keine Folgerungen abzugewinnen schienen, verzichten wollen. Die Stelle, wo Lenormant ein Theater sucht, ist eine natürliche Einsenkung des Hügels hinter der Burg, etwa bei *Q*, nach Süden schauend. Einige geringe Trockenmauern, an ihr entlangführend, die theils in halbregulärem, theils polygonalem Mauerwerk

errichtet, bis zu drei Schichten Höhe aufweisen, genügen nicht, um ihre Deutung auf ein Theater zu begründen. In den Gehöften der Umgegend liegt nach Ausspruch der mit der Gegend Vertrauten noch so mancherlei Interessantes verborgen, epigraphische wie plastische Monumente, Mosaikreste und anderes, das mir entweder nicht möglich war zu berücksichtigen, oder dessen Beurtheilung ich streng archäologisch gebildeten Nachfolger überlassen zu sollen glaubte; so besonders ein in grofsen Fragmenten erhaltenes, Seeungeheuer darstellendes Mosaik, dessen Lenormant bereits Erwähnung thut. Auch auf die zahlreichen Überreste grofser Quaderbauten sei hingewiesen, die, tief unter der Erde steckend, an den Abhängen jener Bäche zu Tage treten, wie sie im Sommer meist ganz trocken, in der Regenzeit anschwellend nach allen Richtungen tiefe Schluchten in das Terrain hineinwühlen. So ist anzuempfehlen, dem Grunde des bei der Casa Delisa vorbeifliefsenden Baches entlang, von der Ebene beginnend aufwärts, die zu beiden Seiten und auf dem Grund blofsgelegten Mauerreste zu constatiren, von deren Beschreibung wir absahen. An einem besonders bezeichneten Punkt, da wo die Via Vignali den erwähnten Bach schneidet, bei der Gartenecke der Casa Delisa, ist mit besonderer Deutlichkeit das Pflaster eines Hauses sammt Substructionen und aufgehendem Mauerwerk, wie im Plan angedeutet, zu erkennen.

Ich habe mir endlich auch die Frage vorgelegt, ob eine Analogie der Bauanlage zwischen der Colonie Velia und der Mutterstadt Phokäa bestände und etwa auch in andern Phokäischen Coloniestädten sich nachweisen lasse.

Über Phokäa verdanke ich Herrn Dr. Botho Graef Mittheilungen, deren wesentlicher Inhalt jedoch inzwischen in den Athen. Mitth. des Instituts XIV, 1889, S. 134f. abgedruckt ist, sodafs ich sie hier nicht zu wiederholen brauche. Die gesuchte Analogie ergibt sich daraus so wenig, wie aus den Mittheilungen über andere Colonien, Massilia, Aleria, welche ich durch Herrn von Duhns Vermittelung von Herrn Salomon Reinach erhielt. Ich hoffe aber, dafs die unter ungünstigen Umständen genommenen Notizen Graef's über Phokäa recht bald den Anlafs zu einer genauen Aufnahme der Überreste der Mutterstadt von Velia geben werden.

Heidelberg. W. Schleuning.

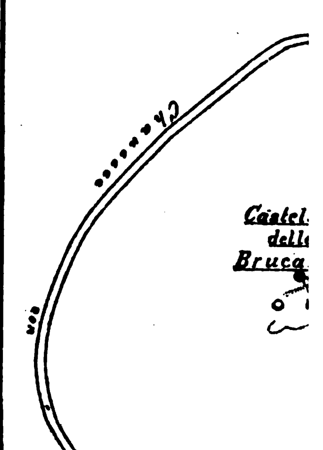
Sonder-Abdruck aus dem »Jahrbuch des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts«
Band IV. 1889.
Druck von Georg Reimer in Berlin.



— Mauerwerk der Stadtm…

polygon…

Quaderba…



SITUA…

der …

VE…

IN LU…

- M…

